Sagen aus Schwabenland.

Von

H. Scherr.

Immer war es mein größtes Verlangen, in maleriſchen Forſten und wilden Gegenden umherzuwandeln, durch verfallenes Gemäuer, Burg- und Kloſterruinen zu kriechen; alte grauenerregende Volksſagen anzuhören, ſie treu im Gedächtniſſe zu bewahren und in traulichem Kreiſe ſie wieder zu erzählen.

Der Romantiker.

Reutlingen,
Verlag der lithographiſchen Anſtalt und Verlagsbuchhandlung
von
Johann Conrad Mäcken jun.

1830.

BIBLIOTHECA
MACKENZIE

An L. Uhland.

Hier bring ich Mähren Dir aus alten Tagen,
Wie ich im Schwabenlande sie gefunden.
Ich habe draus Dir einen Kranz gewunden,
Du Kündiger der hohen Heldensagen.

Ich würde sie Dir nicht entgegentragen,
Hätt' ich bei Deinem Sang nicht stets empfunden,
Du wolleſt, daß von Fesseln sie entbunden,
Sich frei in alle Gau'n und Hütten wagen.

So nimm' denn hold und freundlich, was ich biete,
Erscheint es Dir auch kleinlich und geringe,
Empfange statt der That den guten Willen.

Es schlummert unentwickelt Viel mir im Gemüthe,
Doch ob, wornach ich ringe, mir gelinge,
Ich weiß es nicht; — die Zeit sie mags enthüllen.

Der rothe Zwerg.

Der rothe Zwerg.

Hermione. Kommt, setzt euch zu uns.
Erzählt Etwas!
Mamilius. Was Lust'ges oder Ernstes?
Hermione. So lustig, als ihr wollt.
Mamilius. Was Ernstes paßt zum Winter.
Ich weiß was von Gespenstern
Hermione. So erzählt uns das, Herr.

Wintermährchen.

Auf jenem Theile der schwäbischen Alp, welchem vorzüglich der Name Alpuch beigelegt ist, weidete vor langer, langer Zeit ein junger Schäfer seine kleine Heerde. Rolf wurde er geheißen, und war ein schlanker, schöner Bursche, mit blonden Locken und rothen Wangen. Sein Vater, ein friedlicher Hirte, wie er, war längst gestorben. Seine Mutter, eine fromme Frau, hatte Rolf, ihr einziges Kind, in guter Zucht heranwachsen sehen, und sie freute sich zuweilen heimlich über ihres Sohnes schmucke Gestalt, und dankte Gott, wenn sie sah, daß der Jüngling, ihre Lehren und Warnungen beachtend, seine Herzenseinfalt und heitere Sitten immer bewahrte. Der Wittwe Besitzthum war klein; es bestand aus einer Hütte, in einem einsamen Thälchen des Alpuchs gelegen, einem Gärtchen und einer kleinen Heerde von Ziegen und Schafen. Mutter

und Sohn lebten einfach und da ihre Bedürfnisse nie die Mittel, jene zu erlangen, überstiegen, auch zufrieden.

An einem schönen Frühlingsmorgen trieb der junge Hirte seine Heerde aus dem heimathlichen Thälchen weg in die rauhere Gebirgsgegend. Er wandelte heiter vor seinen Schafen her und erfreute sich des fröhlichen Geblöckes, womit die Thiere den schönen Morgen begrüßten. Der zottige Lullu, sein treuer Hund, sprang munter um ihn her, und strich dann wieder pfeilschnell über die Trift hinweg, die Heerde mit lustigen Sprüngen umkreisend. Auf den bewaldeten Höhen sangen die Vögel gar lustig und Alles war Wonne und Freude. Auch Rolfs Herz überließ sich ganz den frohen Empfindungen des jungen Frühlings, und innig erfreut sang er vor sich hin:

Der Winter ist geflohen.
Schon schlagen die Blättlein aus.
Es singen die liederfrohen
Voglein im Mutterhaus.
Juhei! Die Lämmer springen.
Die Lerchen sich erschwingen;
Mir ist so wohl, so wohl!

Während der Jüngling, gleichsam Alles um sich her vergessend, sorglos dahinschlenderte, war er allmählig in eine der ödesten Gegenden des Alpuchs gekommen. Da er sich nun, wie es ihm dünkte, unversehens von schroffen Felsen und wildem Gestrüppe umgeben sah, und seine Augen sich auf den, mit lautem Tosen von einer hohen Felskante niederstürzenden Bergstrom richteten, und die finstern

Tannen gewahrten, welche die unheimliche Stelle düſter beſchatteten, da wurde es ihm zu ſeinem nicht geringen Schrecken klar, daß er ſich im Bereich des mächtigen Berggeiſtes, des rothen Zwerges, befinde. Alle die Mähren, welche ihm ſeine Mutter über den rothen Zwerg erzählt hatte, und worin dieſer Kobold ſtets als ein hinterliſtiges, bösartiges Weſen geſchildert wurde, traten nun lebhaft vor des Jünglings Gedächtniß. Raſch wollte er ſich und ſeine Thiere dem gefährlichen Bereiche entziehen, wo der gefürchtete Kobold ungehindert ſeine tückiſche Macht üben konnte; aber er bemerkte zu ſeinem nicht geringen Schrecken, daß ſeine Schafe und Ziegen ſich weit in die Felſentrümmer und ins wilde Gebüſch verloren hatten. Mit Hülfe ſeines Hundes begann er die Thiere eilig zuſammen zu treiben, doch gelang ihm dieſes nur mit vieler Mühe, denn die Schafe fraßen begierig das hie und da aus den Steinmaſſen üppig emporſchießende Gras, und die Ziegen nagten genäſchig an den Gebüſchen umher, und wollten ſich durchaus nicht wegtreiben laſſen; ſey es nun, daß das Futter ihnen beſonders angenehm war, oder daß ſie durch geheimen Zauber an die Stelle feſtgebannt wurden. Endlich hatte jedoch der junge Schäfer ſeine Heerde auf einen Haufen verſammelt, und begann ſie vorſichtig, und ſo ſchnell, als möglich von dem gefährlichen Platze hinwegzuführen. Eben wandte er ſich von der wilden Höhe hinab in ein freundliches Thal, als ſein Hund, nachdem er ſeine Schnauze bedächtig ſchnuffelnd in die Luft gehoben, plötzlich

ein lautes Gebell ausstieß. Rolf, dem es wohl bekannt war, daß der verständige Lullu seine Stimme nie ohne Ursache erhob, schaute forschend umher, um den Gegenstand zu erblicken, welcher des Hundes Aufmerksamkeit erregt hatte. Er forschte nicht lange umsonst, denn auf einer Felskante, die jäh hinab hing ins Thal, gewahrte er eine weibliche Gestalt. Des Jünglings erste Empfindung war Schrecken, und dieser trieb ihn an, seine und seiner Heerde Schritte zu beschleunigen; doch konnte er nicht umhin, sich dann und wann nach der Erscheinung auf dem Felsen umzusehen. Einmal blieb er sogar stehen und als er es wagte, seine Blicke fest auf die Gestalt zu richten, die ihm hier so wunderbar erschien, däuchte es ihm, sie winke ihn zu sich heran. „Winke nur", dachte Rolf anfangs; „ich bin kein solcher Narr, daß ich wieder in den bezauberten Bereich zurückgehen möchte, da ich ihm noch mit heiler Haut entsprungen. Du möchtest mich mit deinem Winken bloß wirre machen, mich von meiner Heerde zu trennen, um dann sowohl mich, als meine Thiere an einen Ort des Verderbens zu locken." So dachte Rolf und glaubte sehr klug zu handeln, wenn er sich schnell von dem Lockvogel entfernte; allein ein besseres Gefühl sagte ihm, die Gestalt könne auch eine Unglückliche seyn, die in des rothen Zwerges Hände gerathen, ihn durch ihre stummen Winke um Beistand anflehe. Durch diesen Gedanken wurde er zum Stehen bewogen. Er sah zurück, und immer noch stand die Gestalt, von schneeweißen Gewändern

umflossen, auf der Felsenspitze und winkte dem Jünglinge freundlich und bedeutsam zu.

Endlich faßte Rolf Muth, und ging, seine Heerde unter Lullus Aufsicht stellend, entschlossen auf die räthselhafte Erscheinung zu. Als er derselben so nahe gekommen war, daß er ihre Gesichtszüge deutlich erkennen konnte, erstaunte er über deren strahlende Schönheit. Reiche blonde Locken beschatteten des Mädchens glänzende Stirne und fielen in anmuthigen Ringeln nieder auf den schneeigen Nacken, der an Weiße mit dem makellosen Gewande wetteiferte, welches faltenreich und schamhaft die zierlich gebauten Glieder umschloß. Die blauen Augen der Jungfrau blickten, wie milde Sterne, unter den feingezogenen Brauen hervor, und den lieblichen Mund umschwebte ein holdseliges Lächeln.

Des Jünglings Auge hing staunend an der herrlichen Gestalt; er konnte den Blick nicht von ihr wenden, doch wagte er es nicht, ein Wort an sie zu richten. Das schöne Mädchen betrachtete den Jüngling ebenfalls unverwandt und nach dem Ausdruck ihrer Mienen zu schließen, schien sie eben so freudig erstaunt zu seyn ob seinem Anblick, wie er ob dem ihren. Doch brach sie zuerst das Stillschweigen.

„Sey mir gegrüßt, fremder Jüngling!“ sprach sie, das Auge schüchtern senkend; „sieh, ich bin auf die Felsen geklettert, und nun habe ich den hinabführenden Weg verfehlt. Deßwegen bitte ich dich, mir deine Hand zu reichen, daß ich sicher hinabsteigen kann.“

Rolf eilte, die schüchtern ausgesprochene Bitte zu erfüllen. Auf seinen Schäferstab gestemmt, schwang er sich leicht den Felsen hinauf, und reichte dem erröthenden Mädchen den starken Arm. „Verzeiht, edle Jungfrau," sprach er, „wenn ich Euch keinen bessern Weg führen kann, als über diese gezackten Felsen. Aber Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich Euch sage, daß ich in dieser Gegend des Gebirges fremde bin, und also die Wege und Stege hier nicht kenne." Mit diesen Worten leitete er die schöne Unbekannte sorgsam zur ebenen Erde hinab. Dort angekommen dankte ihm das Mädchen für den erwiesenen Freundesdienst. „Vielleicht," sagte sie, „kann ich dir einst deine Hülfe vergelten; jetzt aber lebe wohl! ich muß sogleich zu meinem Vater zurückkehren, der mich gewiß besorgt erwartet. Lebe wohl!" Bei diesen Worten entzog sie dem Jünglinge sanft ihre Hand, die er in der seinen hielt, und ihm noch einen freundlich dankenden Blick zuwerfend, verschwand sie rasch in dem Gebüsch.

Rolf stand lange wie versteinert, als die Liebliche seinen Augen entschwunden; dann raffte er sich zusammen, und folgte seiner Heerde, welche unter Lullus Aufsicht ruhig im Thale weidete. Er brachte den Tag damit zu, über das seltsame Abentheuer, welches er gehabt, nachzudenken. Spät am Abende führte er die Thiere zurück zur väterlichen Hütte. Seine Mutter, seines langen Ausbleibens wegen besorgt, kam ihm entgegen, nach der Ursache seines Zögerns fragend. „Ich wollte den Thieren die Freude

an dem langentbehrten grünen Futter recht lange gönnen, Mutter," entschuldigte sich der Jüngling, „ich selbst vergaß das Heimgehen, als der wiedergekehrte Frühling mich so fröhlich umfing." Mutter Else war mit dieser Entschuldigung zufrieden, und nachdem Rolf seine Heerde in die Hürden gebracht, setzten sich Mutter und Sohn zum einfachen Abendbrod.

Am folgenden Morgen war Rolf frühe auf, und nachdem er Abschied von seiner Mutter genommen, und ihr versprochen hatte, heute früher als gestern heimzukommen, führte er die Heerde zu den frischbegrasten Hügeln hinan. Wie am vorigen Tage erquickte das freundlichste Frühlingswetter die Erde; aber es schien, als ob es seinen bezaubernden Einfluß auf das Gemüth des Jünglings verloren hätte. Er achtete heute nicht auf das muntere Spiel der Fischlein im klaren Bergbächlein; er bückte sich nicht, das wonnige Kind des Frühlings, das zarte Veilchen, zu pflücken; der Lerche frohes Geschmetter und der Drossel melodischer Sang ging unzehört an seinem Ohre vorüber; denn vor seiner Seele stand unbeweglich das liebliche Bild der gestrigen Erscheinung. Ein bisher unbekanntes Gefühl glimmte langsam, aber gewaltig in des Jünglings stillem Gemüthe, — das hohe Gefühl der ersten heiligen Liebe. Es hatte sich noch nicht deutlich in ihm entfaltet; aber ein tiefes Sehnen erfüllte seine Brust, und trieb ihn hin zu der gefürchteten und doch so geliebten Stelle. Dort angekommen, ließ er seine Heerde in dem Thale grasen, das nach den Erzählungen

der alten Hirten, das Gebiet des rothen Zwerges begrenzte, bezeichnete ſich mit dem heiligen Kreuze und ſprach ein andächtig Gebet, das ihn ſeine Mutter als Mittel gegen die Anfechtungen böſer Geiſter gelehrt. Dann ging er frohen Muths hinauf zu den Felſen, von welchen er geſtern die ſchöne Unbekannte herabgeleitet hatte. Hier rief er ſich alle Umſtände, welche die Erſcheinung des reizenden Mädchens begleitet hatten, in das Gedächtniß zurück, und ſeine Augen ſchweiften von Fels zu Fels und hafteten auf dem Gebüſche, welches am vorigen Tage ſeinen Blicken das entzogen hatte, was er jetzt ſo ſehnlich wieder zu ſehen hoffte. Lange forſchte und harrte er umſonſt. Getrieben von der Begierde, wo möglich den Aufenthalt der Geliebten kennen zu lernen, ging Rolf kühnlich weiter, ohne auf die Gefahren zu denken, denen ſich, nach der Sage, die ausſetzten, welche ſo keck waren, des rothen Zwerges Grund und Boden zu betreten. Nur einem Gedanken Raum im Herzen gebend, beflügelte er ſeine Schritte, und bald ſtand er dem einſamen Waſſerfall und den finſtern Tannen gegenüber, aus deren Nähe er geſtern ſo ſcheu geflohen. Heute nun hatte die Stelle nichts Schreckhaftes für ihn, denn an einer Seite des Waſſerfalles ſaß, von einer Gruppe junger Erlen umgeben, die holde Unbekannte. Sie ſchaute ſinnend in den Strudel des wilden Stromes nieder, und Rolf konnte ſich ihr, ohne bemerkt zu werden, bis auf wenige Schritte nähern. Die Verlegenheit, welche den Jüngling, dem Gegenſtand ſeiner erſten Liebe

gegenüber, gewöhnlich befällt, verbot unserm Rolf, das geliebte Mädchen aus seinem Sinnen zu stören, und während sein Auge trunken auf der herrlichen Gestalt verweilte, harrte er geduldig und ehrerbietig, bis sie ihn bemerken würde. Endlich wandte sich die Jungfrau und ein Strahl ihres seelenvollen Auges fiel auf Rolf. Erröthend über sein plötzliches Erscheinen schlug sie den Blick züchtig nieder; doch bald ihre Unbefangenheit wieder gewinnend, grüßte sie den jungen Hirten freundlich und zutraulich.

„Verzeiht mir, edle Jungfrau, „erwiederte Rolf auf ihren Gruß, „verzeiht mir, daß ich Euch aufsuchte, aber Euer freundliches Bild wich nicht von meiner Seele, seit Ihr mir gestern erschienen, und ich konnte nicht ruhen, bevor ich Euch wiedergesehen."

Aber wie heißt du denn, guter Jüngling, und wohnst du hier auf diesen Bergen?

„Rolf nennt man mich, und ich bewohne nicht weit von hier mit meiner Mutter eine kleine Hütte. Sage mir nun auch deinen Namen, und wie es kommt, daß du hier in dieser wilden Gegend weilst."

„Rossa nennt mich mein Vater, mit dem ich in diesen Bergen wohne."

„Und wer ist denn dein Vater?" fragte Rolf weiter.

„Nun er ist mein Vater," entgegnete die Jungfrau mit der Unbefangenheit eines Naturkindes;" e, er ist mir ein guter Vater und ich liebe ihn sehr."

„Und bist du mir nicht auch gut, holde Maid?" fragte schüchtern der Jüngling, die Geliebte mit einem Blicke reiner Zärtlichkeit ansehend.

„Warum nicht, Rolf?“ entgegnete Roſſa, ſeinen leiſen Händedruck ſanft erwiedernd; dein Auge iſt mild und treu, und du biſt freundlich und gut.

Von dieſem Augenblicke an war der heilige Bund dieſer kindlich reinen Herzen geſchloſſen. Traulich beſprachen ſich die Liebenden, und die Wildniß umher dünkte ihnen ein ewig lächelnder Himmel. So waren ihnen ein paar Stunden wie ein glücklicher Augenblick vergangen, als ſie plötzlich aus der Ferne den Namen „Roſſa“ rufen hörten. Als Roſſa dieſen Ruf vernommen, ſprach ſie zu dem glücklichen Jünglinge: „Mein Vater ruft mich, ich muß ſogleich zu ihm eilen. Morgen findeſt du mich hier; bis dahin lebe wohl!“ Nach dieſen Worten eilte ſie raſch den Felspfad am Waſſerfall hinauf, und verſchwand eben ſo ſchnell, wie geſtern, Rolfs Blicken. Dieſer kehrte hierauf zu ſeiner Heerde zurück. „Wie glücklich!“ ſprach er, „wie glücklich bin ich doch; denn Roſſa liebt mich!“

Der junge Schäfer war viel zu kindlich gegen ſeine Mutter geſinnt, als daß er ihr verſchwiegen hätte, was ihn ſo beglückte. Die gute Mutter horchte erſtaunt der Erzählung ihres Sohnes; ihr Erſtaunen wich aber einem tödtlichen Schrecken, als ſie von Rolf erfuhr, ſein Abentheuer habe in dem gefährlichen Bereiche des rothen Zwerges ſtatt gefunden.

„O mein Sohn,“ rief ſie aus, „was haſt du gethan? In die Klauen des gefährlichſten aller Bergkobolde haſt du dich ſorglos gewagt? Wehe dir, wehe deiner Heerde! O ich ahne Schreckliches

Die schöne Maid, von welcher du sagst, daß sie dir ihre Liebe geschenkt, ist gewiß eine böse Elfe, welcher der rothe Zwerg eine schöne Gestalt gegeben, um dich kirre zu machen, damit er dich desto sicherer verderben könne."

So äußerte sich die besorgte Mutterliebe. Rolf aber bestritt die böse Meinung seiner Mutter zwar bescheiden, doch fest. „Seyd unbesorgt, Mutter," sprach er, „morgen werde ich Rossa wiedersehen, und von ihr selbst erfahren, daß eure Furcht ungegründet ist. In solch lieblicher Gestalt, in ihren milden Augen kann kein böser Geist versteckt seyn. Indessen seyd unbesorgt. Trage ich nicht das hochgeweihte Kreuz an meinem Halse, welches mir der fromme Klausner auf dem St. Bernhardusberge geschenkt; und bete ich nicht fleißig den heiligen Spruch, welchen Ihr mich als Schutz gegen böse Geister gelehrt? Was soll ich also fürchten?"

Auf das Zureden seiner Mutter ließ Rolf am folgenden Tage die Heerde im heimathlichen Thale; er selbst aber machte sich, nachdem er den Muttersegen erhalten, auf, um, wo möglich, die Geheimnisse zu enthüllen, von welchen die liebliche Rossa umgeben war. Angekommen bei dem Wasserfalle harrte er der Geliebten. Er schwelgte im Vorgefühl des seligen Augenblicks beglückter. Liebe, und seine Einbildungskraft führte ihm Rossa in immer edlerer, immer himmlischerer Gestalt vor. Als er nun so in seine Träumereien verloren, niederschaute in den schäumenden Bach, hörte er plötzlich hinter sei-

nem Rücken eine rauhe Stimme die Worte: „Was suchst du auf meinem Grund und Boden?“ sprechen. Erzürnt über die rohe Störung, wandte sich Rolf nach dem unbekannten Sprecher, und stand ob seinem Anblicke erstarrt und von tödtlichem Schrecken betroffen. Alles Schaurige, was er je in Ammenmährchen und Hirtensagen gehört, schien in der schreckbaren Gestalt, welche vor ihm stand, vereinigt zu seyn. Nach dem Namen des Ungethüms brauchte er nicht lange zu forschen; es war der rothe Zwerg. Klein und mißgestaltet in allen Verhältnissen war des Kobolds Körper beinahe viereckig geformt. Das unförmlich große Haupt mit den glotzenden Katzenaugen wurde von struppigen, brennend rothen Haaren gar schaurig beschattet. Der Hals schien dem Zwerge ganz zu mangeln, denn sein Kopf saß unmittelbar zwischen breiten, weitvorstehenden Schultern. Der schlotternde Wanst hing über die dünnen Schenkel, und die Füße, ungehobelten Klötzen vergleichbar, standen in schreiendem Mißverhältniß mit den sichelartigen Spindelbeinen. Ein feuerfarben Kleid, von welchem der Zwerg seinen bezeichnenden Namen erhalten, umgab seine plumpen Glieder, und einen schwarzen Stab hielt er in seiner rothbehaarten Faust.

Rolfs Schrecken glich einer tödtlichen Erstarrung, als ihm diese schreckliche Gestalt da erschien, wo er die liebliche Rossa zu sehen erwartet hatte. Er stand regungslos und seine Augen starrten das Ungethüm an, wie auf ihn festgebannt. Der Zwerg

ſtieß, als er den armen Jüngling ſo erſchreckt ſah, ein krächzendes Gelächter aus ſeinem ſchwarzen Schlunde, und fragte wieder mit ſeiner rauhen Stimme: „Was willſt du in meinem Gebiete?“

Durch dieſe wiederholte Frage aus ſeiner Erſtarrung emporgerüttelt, murmelte Rolf: „Alle gute Geiſter —;“ „Stille, ſtille mit deiner albernen Beſchwörung!“ lachte der Zwerg, „ſie wird mir Nichts anhaben auf meinem Grund und Boden. Rechtfertige dich, warum haſt du mein Gebiet ſo leichtſinnig betreten; was ſuchſt du hier?“

Rolf mit einer guten Quantität natürlichen Muthes ausgeſtattet, beſchloß dem Ungethüm keck und entſchloſſen entgegenzutreten, und ihm geradezu den wahren Grund ſeines Hierſeyns anzugeben; „denn,“ dachte er, „was hilfts, wenn ich ihn zu täuſchen ſuche; er weiß gewiß ſo gut, als ich, daß ich eine ſchönere Geſtalt, als die ſeinige, hier erwartete. Wenn nur Roſſa an ſeiner Erſcheinung unſchuldig iſt! Um mich ſelbſt bin ich unbeſorgt; Gott ſchütze meine gute Mutter!“ Von ſolchen Gedanken geleitet, erwiederte der Jüngling auf des Zwerges barſche Frage: „Ich kam hieher, eine edle Jungfrau zu ſehen.“

„Eine edle Jungfrau zu ſehen,“ brummte der Zwerg, „wenn ich dir nun ſage, närriſcher Junge, daß das Mädchen, welches du hier erwarteſt, meine Tochter iſt.“

„Eure Tochter?“ fiel Rolf dem Kobold in

die Rede; „nein das iſt unmöglich," ſetzte er hinzu, ohne ſein Erſtaunen zu verbergen.

„Weißt du, naſeweiſer Knabe," ſchrie der Zwerg zornig, indem ſeine Augen wie feurige Kohlen glühten; „weißt du, was möglich oder unmöglich iſt! Geh, du Thor, bald ſollſt du erfahren, daß Dinge möglich ſind, von welchen du dir die Möglichkeit nie träumen ließeſt. Jetzt aber ſage ich dir: verlaſſe mein Gebiet auf der Stelle, wenn du nicht wünſcheſt, mit zerbrochenen Gliedmaſſen in jenen Abgrund geworfen zu werden. Geh, geh, und laſſe dich nimmer hier blicken; denn ſonſt iſt dein Verderben gewiß."

Bei den letzten Worten ſtreckte der Zwerg drohend ſeine mächtige Fauſt gegen den Jüngling aus, und dieſer entfernte ſich eiligen Schrittes aus der unheimlichen Nähe des häßlichen Kobolds. Als er die felſige Wildniß verlaſſen, glaubte er noch das krächzende Gelächter des Gebieters derſelben zu hören, und dieſer wüſte Ton trieb ihn an, ſeine Eile zu verdoppeln, bis er endlich beinahe athemlos und ganz erſchöpft in dem väterlichen Thale ankam. Hier kniete er nieder und im heißen Gebete errang er die nöthige Faſſung, um unbefangen vor ſeine Mutter treten zu können. Er verſchwieg, um ihr Schrecken und Unruhe zu erſparen, ſein Zuſammentreffen mit dem gefürchteten Berggeiſt; und ihre Fragen nach dem ſchönen Mädchen beantwortete er ausweichend, doch ſo, daß Mutter Elſe keinen Verdacht ſchöpfen konnte.

Von dieſem Tage an ſchien das ganze Weſen

des jungen Schäfers umgewandelt. Er, sonst der lustigste Bursche im Gebirge, ging jetzt traurig umher, und ein geheimer, aber desto tieferer Gram nagte an seinem Herzen. Sonst war kein Hirtenfest im Gebirge gefeiert worden, ohne daß Rolf die tanzenden Paare angeführt, und Alles mit seiner Fröhlichkeit belebt hatte; jetzt verließ er die Umgebungen der väterlichen Hütte nie mehr, und nimmer hallten Fels und Wald von seinen fröhlichen Liedern, oder dem Jodeln seiner Hirtenschalmei wieder. Zu dem Liebeskummer des armen Jünglings gesellten sich bald auch harte Unfälle, um seinen Muth gänzlich niederzudrücken. Seine Ziegen und Schafe wurden pesthaft und eines der armen Thiere starb nach dem andern dahin, ohne daß die alten Hirten, welche Rolf der Krankheit wegen um Rath fragte, den Grund derselben angeben konnten. Sie schüttelten bedenklich den Kopf und meinten, der junge Hirte solle eine Wallfahrt unternehmen, und an irgend einem heiligen Orte seine Beichte ablegen, denn bei der Krankheit seiner Heerde gehe es nicht mit natürlichen Dingen zu. Rolf war bereit, ihren Rath zu befolgen, allein er wurde durch ein neues, noch größeres Unglück davon verhindert. Ein strenger Winter kam herein ins Gebirge, und Alles mit Eis und Schnee umhüllend, unterbrach er das gesellige Leben der Bergbewohner. Mutter Else wurde durch eine schwere Krankheit aufs Siechbett geworfen, und der Eifer für ihre Pflege verdrängte in Rolfs kindlich gutem Herzen jeden andern Gedanken.

Wenn er dann nach einer ſchlafloſen Nacht, worin er jeden Athemzug der kranken Mutter ängſtlich bewacht hatte, ſich erhob, um den wenigen Ziegen, welche ihm noch geblieben, ihr nothdürftiges Futter zu mähen und ihre Milch zum Bedarf der Kranken herbeizuſchaffen, dann dachte er oft mit heißen Thränen an die dunkeln Drohungen, welche des Zwerges räthſelhafte Worte ausgeſprochen, und welche nun leider nur zu bald in Erfüllung gegangen. Endlich als Elſe's Krankheit auf den höchſten Gipfel der Gefahr geſtiegen war, und Rolf ſchon an der Rettung der unendlich geliebten Mutter verzweifelte, da brach die todte Hülle des Winters, und der Frühling ſtieg wieder herab ins Land. Wie brünſtig dankte der Jüngling Gott, als die Bergpfade wieder frei wurden von ihrer ſchneeigen Decke, und die Erde mit ihrem zarten Grün die Augen zu erquicken begann.

Der Frühling iſt die Zeit der Hoffnung, der Wonne. Er heilt mit ſeinem Hauche wunde Herzen und macht Kranke geneſen. Die zarteſten Gefühle ruhen unter ſeinem Fittich, und der glimmende Götterfunken der heiligen Liebe belebt ſich durch ſein mildes Wehen. Das Herz des Menſchen öffnet ſich der reinſten Freude, und ſein Gemüth überſtrömt unwillkührlich in frommem Dankgefühl gegen die ewige Gottheit. Tauſend Blüthen werden ins Leben gerufen, und des großen Gottes treuer Spiegel, die majeſtätiſche Sonne, verwandelt mit Zauberkraft in wenigen Tagen die ſchneeige Wüſte in ein blüthenvolles Paradies, in welchem tauſend Blumen dem Menſchen

entgegenduften, in deren zarten Aeuglein er die kindliche Aufforderung zur Freude liest.

Rolf fühlte den wohlthätigen Einfluß der schönen Jahreszeit. Sein Herz öffnete sich der frischen Hoffnung, und ein großer Theil seines Kummers verschwand, als er bemerkte, wie seine gute Mutter sich allmählig von ihrer Krankheit erholte. Wie der Frühling die Erde von ihrer kalten Decke befreite, so schien er auch, wie durch einen freundlichen Zauber, die Krankheit zu vertreiben, welche Mutter Else's Glieder umspannte. Rolf leitete die Genesende in dem frischbegrünten Thale umher, um ihr den wohlthuenden Einfluß der milden Frühlingsluft zu verschaffen, und als ihre Gesundheit so weit vorgeschritten war, daß sie einen weitern Gang unternehmen konnte, bat sie ihren Sohn, mit ihr zu der heiligen Kapelle zu wallfahren, um den Segen des frommen Klausners zu empfahen.

In der Nacht, welche dieser kleinen Reise vorherging, hatte Rolf einen wunderbaren Traum. Ihm träumte: er befinde sich in einem lieblichen Thale und habe sich an einer, von Veilchen umblühten Quelle niedergesetzt, als ihm plötzlich, wie von unsichtbaren Händen, ein duftender Blumenkranz aufs Haupt gesetzt wurde. Als er sich nun hastig nach dem Spender der freundlichen Gabe umwandte, stand eine schöne Jungfrau hinter ihm, und lächelte ihm traulich zu. Wie er nun in den Zügen der engelgleichen Gestalt die geliebte Ro[illegible]a erkannte, fiel sein Blick auf eine zweite, ihm ebenfalls bekannte,

aber schreckliche Gestalt, auf die des rothen Zwerges, welcher neben Rossa stand. Rolf erschrack, doch als er es wagte, noch einmal hinzublicken, schienen ihm die Züge des Zwerges milder geworden zu seyn und einen großen Theil ihrer Häßlichkeit verloren zu haben. Er winkte dem staunenden Jüngling zu sich heran, und da er nahe getreten, legte er segnend Rossas Hand in die seine, und verschwand. Mit ihm das Traumgesicht.

Aus dem linden Schlafe, in welchen dieser Traum den Jüngling geschmeichelt hatte, weckte ihn die Stimme seiner Mutter, welche ihm ankündigte, die Sonne sey herauf, und demnach wäre es Zeit, die beschlossene Wallfahrt anzutreten. Rolf sprang munter vom Lager, und nachdem er sich rasch angekleidet, und die wenigen Thiere, welche ihm von seiner Heerde noch geblieben, mit dem Nöthigen versorgt hatte, bot er seiner Mutter den Arm und führte sie sorgsam die Bergpfade dahin. Es war ein herrlicher Morgen. Die leichten Nebelschichten, welche aus Wald und Thal aufgestiegen, waren vor der Sonne Macht gewichen, und in tausend glänzende Krystalle verwandelt glänzten sie nun auf dem blumigen Rasen. Tausend buntbefiederte Sänger durchzogen die Luft, ihr Lied in das Ohr des Wanderers schmetternd. Von fernen Hügeln schallte das Jubeln der Hirtenschalmei, sich mit dem frohen Gesange eines harmlosen Mädchens vermischend, das, den Milchnapf auf dem Kopfe, sorglos über den Anger hüpfte. Als nun allgemeiner Frohsinn Rolfs Seele erfüllte,

theilte er seiner Mutter das Abentheuer mit, welches er im vorjährigen Frühlinge auf des rothen Zwerges Hügeln bestanden hatte. Mutter Else erschrack und weinte bitterlich; doch als ihr Rolf seinen bedeutsamen Traum erzählte, heiterte sich ihr Antlitz auf, und sie pflichtete dem frommen Glauben ihres Sohnes bei, welcher behauptete, Rossa sey gewiß schuldlos und rein, wie eine Taube; und wenn die Leiden, welche über sie hereingebrochen, von dem mächtigen rothen Berggeiste herkommen, so seyen sie vielleicht als Prüfungen anzusehen, durch welche der Zwerg ihre Herzen habe läutern wollen.

Während Mutter und Sohn solche Gedanken gegen einander austauschten, stiegen sie von einem waldigen Bergrücken nieder und betraten ein lachendes Thal, über welches der Frühlingsgott alle seine Reize ausgegossen hatte. Rolfs Freude darüber wich einem grenzenlosen Erstaunen, daß dieses Thal jenes, welches er im Traume gesehen, außerordentlich ähnlich sey. An einer Quelle, welche von Veilchen umduftet, in der Mitte des Thales hervorsprudelte, angekommen, ruhten die Wanderer aus; als plötzlich der treue Lullu durch ein lautes Gebell seinem Herrn anzeigte, es müsse Jemand in der Nähe seyn. Und so war es auch; denn aus einer dunkeln Erlengruppe trat der rothe Zwerg, eine weißverschleierte Frauengestalt an der Hand führend, und nahte sich den Wanderern.

„Entfernt eure Furcht!“ sprach er milde, als Rolf und seine Mutter erschrocken aufsprangen;

„ich komme als euer Freund. Dir, gute Frau und deinem edelgesinnten Sohne bin ich Entschädigung schuldig für die Leiden, die ihr um meinetweilen erduldet. Wißt, daß ich, meines ungerechten Wandels auf Erden wegen, vom geachtetsten aller Richterstühle verdammt wurde, als gefürchteter Berggeist auf diesen Bergen zu irren, von Allen gehaßt, von Allen geflohen, bis ich durch die Tugend eines schuldlosen Paares erlöst würde aus meiner Qual. Dieses Paar hat sich in dir, guter Jüngling, und in meiner Pflegetochter Rossa gefunden.“ Bei den letzten Worten lüftete er den Schleier der Jungfrau und fuhr also fort: „Ein alter Hirte, dessen Weib gestorben, und dem ich mein Schicksal vertraut hatte, übergab bei seinem Tode sein einzig Kind meiner Pflege, auf daß es dereinst meine Erlösung vollbringen helfe. Dieses Kind ist Rossa. Sie hat treu an mir gehalten, und du Rolf hast, obgleich von Widerwärtigkeiten gebeugt, dem Glauben an sie, und an meinen bessern Sinn nicht verloren. Darum sey dein die Belohnung. In deinem väterlichen Thale ragt ein einzeln stehender Fels empor. Am Fuße desselben wirst du einen reichen Schatz finden. Er sey dein; — und hier nimm Rossas Hand! Mit ihr empfängst du gewiß das größte Glück, welches ich dir bieten kann. Ich nehme jetzt Abschied von euch; denn ich darf nun eingehen zur freundlichen Ruhe. Seyd glücklich und denkt zuweilen an mich!“

So sprach der rothe Zwerg; legte die Hand der leise erröthenden Jungfrau in die des überglücklichen

Jünglings, seguete das liebende Paar, und verschwand. Das Brautpaar aber und die vor Freuden weinende Mutter setzten ihren Weg nach dem St. Bernhardusberge fort, verrichteten ihr Gebet an der heiligen Stelle, und die Liebenden wurden von dem frommen Eremiten zum trauten Bunde eingeweiht. Ihr Glück blühte, von Kindern und Enkeln beseligt, stets reicher und höher; denn ihre Liebe verblühte nie.

Die Nonne.

Die Nonne.

Nichts Beſſres iſt auf dieſer Erd'
Das köſtlicher geſchätzet werd',
Als Liebe, denn es iſt bewährt.
Das Lied' zuſamm'n vereinigt bald
Sinn, Herz, Gemüth mit ganz'r Gewalt.
Ob zwei nur hatten Ein' Geſtalt.

Altes Lied.

In einem Thale am Fuße der ſchwäbiſchen Alp, welches die Fils durchſtrömt, erhob ſich einſt auf grünem Wieſengrund, von fröhlichen Eichwäldern umrauſcht, ein ſtattliches Frauenkloſter, der heiligen Engelbertha geweiht, und bewohnt von vielen Nonnen. Das Kloſter beſaß großen Reichthum und war ſehr angeſehen im ganzen Lande, theils der vielen Reliquien wegen, die in der Kloſterkirche verehrt wurden, theils auch deßwegen, weil die meiſten Mitglieder Sprößlinge alter, edler Familien waren. Unter den jüngern Nonnen zeichnete ſich beſonders Ludmilla von Geiſelſtein aus durch ihre wunderſame Schönheit, durch ihre ſtille Ergebung und herzliche Frömmigkeit. Sie war, als ſie von ihrem Vater, dem mächtigen Grafen von Geiſelſtein, eines Gelübdes wegen ins Kloſter gebracht worden war, kaum über die Kinderjahre hinaus; doch als Novizin entwickelte ſich binnen eines Jahres ihre geiſtige und

körperliche Lieblichkeit zur schönsten Blüthe. Jetzt nahte der Tag heran, an welchem ihre feierliche Einkleidung Statt finden sollte, und die Aebtissin, deren Liebling Ludmilla war, ließ die glänzendsten Anstalten treffen, um die Vermählung der schönen Gottesbraut mit ihrem hochheiligen Bräutigam zu verherrlichen. Gerade bei dieser Gelegenheit aber sollte Ludmilla durch süße, aber unzerbrüchliche Bande an das Leben gefesselt werden, welches sie im Begriffe stand, mit dem einsamen Nonnenstande auf immer zu vertauschen. Als sie umringt von ihren geistlichen Schwestern in feierlichem Zuge durch die von einer unzähligen Menschenmenge erfüllte Klosterkirche zum Hochaltare schritt, wo die Ceremonien der Einweihung zum geistigen Brautstande vorgehen sollten, fiel ihr Blick auf einen jungen schönen Ritter, der an einer Säule lehnte, und gedankenvoll den Zug betrachtete. Als ihr Blick auf ihn fiel, verbeugte er sich bescheidentlich, während eine brennende Röthe sein Antlitz überzog. Auch Ludmilla fühlte sich das Blut in die Wangen steigen und sich rasch abwendend setzte sie ihren Gang fort. Aber dieser einzige Augenblick hatte eine nur zu große Veränderung in dem Herzen der Gottesbraut hervorgebracht. Schon begann das hohe Ziel, welches sie von Jugend an als ihre Lebensbestimmung kennen gelernt hatte, in ihrem Gemüthe zu erbleichen vor dem lieblichen Bild des ritterlichen Jünglings und eine Welt voll süßer Lust tauchte aus dem Grunde ihres Busens auf, wenn sie seinen bedeutenden Blick,

ſein beſcheidenes Erröthen bei ihrem Anblicke ſich vorſtellte. Verwirrt und unfähig, ſich zu faſſen, kam ſie bei dem Hochaltare an. Die Aebtiſſin, bemerkend die unruhige Stimmung der lieblichen Novizin, ſprach ihr Muth zu, die Nonnen nahmen ihre Plätze ein, volle Orgeltöne quollen durch die hohen Hallen, die Einweihungshymnen begannen, und die verhängniß-volle Ceremonie nahm ihren Anfang. Die herzerhebenden Geſänge hatten Ludmillen einen Theil ihrer ruhigen Beſinnung zurückgegeben, ſo daß ſie im Stande war, die ihr vorgelegten Fragen mit ziemlich ſicherer Stimme zu beantworten. Da nahte der Augenblick, in welchem die langen goldenen Locken der Chriſtusbraut abgeſchnitten werden ſollten. Ludmilla beugte ſtillergeben das ſchöne Haupt, um es der ſtrengen Scheere darzubieten. In dieſem Momente aber vernahm ſie einen tiefen Seufzer. Sie konnte ſich nicht enthalten, zurückzuſchauen; und ſiehe, am Gitter des Hochaltars ſtand der junge Edelmann mit ſehnendem Auge ſie anblickend und brennendem Schmerz im Antlitze. Ein unwillkührlicher Seufzer entglitt Ludmillens Lippen, dann fiel ſie bewußtlos in die Arme der Nonnen. Die ganze Kirche war in Verwirrung; aber die Ceremonien nahmen ihren Fortgang, indem dem ſchuldloſen Opfer ſchnell die Locken abgeſchnitten und das Kloſterhabit umgeworfen wurde. Dann trug man die nun ohnmächtige Eingeweihte ſorgſam in ihre Zelle zurück und ihre Schweſtern wandten Alles an, um ihr die Beſinnung wieder zu geben.

Dieſes gelang zwar; allein Ludmillas Gemüthsſtimmung hatte ſich für immer geändert. Sie hatte in wenigen Augenblicken die unendliche Gewalt der Liebe kennen gelernt, und erfüllt von ihr gebrach es ihr an Kraft, dem ſüßen Triebe zu widerſtehen. Daß ſie den ritterlichen Unbekannten liebe, geſtand ſich ihr Herz, aber liebte auch er ſie? Dieſer Zweifel quälte die Arme mehr noch, als das Bewußtſeyn, ihre Beſtimmung verfehlt, ihrem himmliſchen Bräutigam untreu geworden zu ſeyn.

So ſaß ſie einſt in ſpäter Mitternacht einſam in ihrer Zelle, verloren in drückende Zweifel und zerriſſen von unendlichem Schmerze. Da glaubte ſie plötzlich unter dem Zellenfenſter Lautenklänge zu hören. Erſtaunt öffnete ſie das Fenſterlein und ſieh', ſie hatte ſich nicht getäuſcht, denn durch die kalte Winterluft ſäuſelte ihr lieblicher Saitenklang in die Ohren und eine angenehme Männerſtimme ſang folgendes Liedlein dazu:

Es zog in trüber Mitternacht
Ein Sänger über Feld.
Der Mond nur und die Liebe wacht
Allein noch in der Welt.
Er kommt zum ſtillen Hauſe.
Da ſtimmt er Saitenklang.
Es tönt von ſüßrer Klauſe
Sein nächtlicher Geſang.

„O laß mich doch dein Himmelsbild,
Du engelreine Maid,
Laß mich dein zartes Antlitz mild
Nur einmal ſchauen heut!
Laß deine Augen ſtrahlen,
Die holden Sternelein,
Denn Troſt und Hoffnung ſtrahlen
Sie mir ins Herz hinein.“

Und wie gehört das Maid das Lied,
Erhört den Sänger sie;
Sie schaut in holder Scham erglüht
Auf ihn, der beugt das Knie,
Von ihrem Licht durchdrungen,
Von ihrem Blick durchfluht,
Hat er sich aufgeschwungen,
Wo ew'ge Wonne blüht.

Ludmill hatte, als der Gesang begonnen, sich nicht enthalten können, leise das Fenster zu öffnen, um den unbekannten Sänger zu erspähen, der es wagte, in später Nacht unter der Mauer eines geistlichen Hauses ein Ständchen zu bringen. Sie erblickte im Dunkel der Nacht eine Gestalt, die sich an eine unter dem Fenster ihrer Zelle in der Mauer angebrachte Nische lehnte, und das Gesicht zum Fenster heraufgekehrt, sang und das Lied auf der Zither begleitete. Als der Sang geendet war, brach sich der Mond durch die dichten Wolken Bahn, und sein Strahl fiel auf das Gesicht des Unbekannten. Wie freudig erschrack die jugendliche Nonne, als sie in dem Sänger jenen Ritter wieder erkannte, dessen Anblick bei ihrer Einkleidung den Liebesfunken in ihre Seele geworfen, dessen Bild seither nicht mehr von ihr gewichen war. Also liebte auch er sie; denn warum sollte sonst er in kalter Winternacht an stiller Klostermauer ein Ständchen bringen? Während Freude und Schrecken, Zweifel und Angst wechselseitig Ludmillas Busen durchwogte, hatte der junge Ritter sie erschaut. Ein Seufzer entstieg seinem Busen, dann beugte er vor der lieblichen Maid ein Knie und schien mit auf die Brust gelegten Händen

einer Anrede von ihrer Seite zu harren. — Ludmillas Schamhaftigkeit gab aber nicht zu, den sinnigen Verehrer anzureden und so harrte der Ritter eine Zeitlang vergeblich auf ein Wort von ihr. Endlich erhob er ein wenig den Blick und sagte: „Verzeiht, edles Fräulein, daß ein Unglücklicher es gewagt hat, Euch vielleicht aus lieblichen Träumen aufzustören. Ach kenntet Ihr die Flammen, welche meinen Busen durchglühen, Ihr würdet mir gewiß die Kühnheit vergeben, die mich antreibt, Alles zu wagen, um Euch zu sehen."

Die Nonne konnte, als sie den jungen Ritter so bescheiden und zärtlich zugleich sprechen hörte, einen Seufzer nicht unterdrücken und der Liebende deutete ihn, nach Art der Verliebten, gerade wie er zu deuten war. Und wirklich sagte dieser Seufzer aus Ludmillas Munde mehr, als viele Schwüre mancher Mädchen.

Der Jüngling nahm das Geständniß ihrer Gegenliebe mit trunkener Wonne auf, und — doch die Sage berichtet uns nicht sehr genau, was noch bei dieser ersten nächtlichen Zusammenkunft der Liebenden vorgefallen, außer, daß von jener Stunde an ihr Liebesbund fest geknüpft gewesen sey.

In mitternächtlichem Dunkel kam von nun an der junge Ritter jede Nacht vor das Zellenfenster seiner holden Buhle, bald mit sinnigen Liedern, denn er war ein geachteter Minnesänger, sie ergötzend, bald des süßen Geschwätzes der Liebe mit ihr pflegend. Ludmillas unentweihtes Gemüth konnte an diesem

Verhältniſſe nichts Strafbares finden. Nur zuweilen ſchlich ein trüber Schatte des Zweifels an ihr vorüber, wenn ſie des feierlichen Schwures gedachte, den ſie einſt, obgleich halb bewußtlos, am Altare abgelegt, und worin ſie ſich verpflichtet hatte, nur Chriſtus, den heiligen Gottesſohn, für ihren Bräutigam zu erkennen, nur mit den Freuden der Religion ihr Gemüth zu erfüllen, nicht mehr zurückzuſchauen in die ſündige Welt, und ihres Weſens ganze Kraft darauf zu richten, ſich ihrer hohen Beſtimmung würdig und des ewigen Heiles theilhaftig zu machen. Sie verglich dieſe hohen Pflichten mit ihrem Verhältniß zu dem jungen Sänger und fand dann dabei, daß nicht Chriſtus, nicht der herrliche Heiland, ſondern Edmund, der blühende Jüngling, den erſten Platz in ihrer Bruſt behauptete. Dieſe Trübungen verſchwanden indeß ſogleich, wenn die ſtille Nacht herniederſank, wenn Edmund unten die Zither erklingen ließ, oder ſeine zärtlichen Grüße zu dem kleinen Zellenfenſterlein heraufflüſterte. Dazu kam noch, daß Niemand ahnte, welch' wonnige Augenblicke der ſchönen Ludmilla in ſchauerlicher Geiſterſtunde blühten. Ungeſtört ſahen ſich die Liebenden, ungeſtört theilten ſie ſich die ſüßen Liebesgeheimniſſe mit und tiefer und immer tiefer wurzelte die Leidenſchaft in ihren Herzen. Aber, obgleich Ludmilla, bezaubert von dem ſüßen Wahn, ihre ſtrenge Pflicht, ihren heiligen Schwur vergeſſen hatte ob ihrer Liebe zu Edmund, ſo blieb doch dieſe Liebe immer rein, gleich einer lieblichen makelloſen Blume.

Da nahte die feſtliche Oſterzeit heran, und die Liebenden verſprachen ſich von den lauen Frühlingsnächten neue Freuden. Während aber auf der Erde die Palmen, des ſchönen Friedens ſtille Symbole, dem nackten Gezweige entſprießten, zog ſich in den obern Regionen ein fürchterliches Gewitter zuſammen, das ſo drohend über dem Lande hing, wie die älteſten Leute es noch nie geſehen. Die Landleute kamen in ganzen Schaaren zum befreundeten Kloſter gelaufen, jammernd und bittend die geiſtlichen Schweſtern, durch ihren frommen Segen die dunkeln Wetterwolken, welche den ganzen Himmel verfinſterten, und den kaum hervorſproſſenden Feldfrüchten einen gänzlichen Untergang drohten, fliehen zu machen. Die Aebtiſſin führte auch ſogleich ihre Untergebenen in die Kirche und die Nonnen flehten, einen ganzen Tag hindurch auf den Knieen liegend, Gott, den Ewigen um Erbarmung an. Allein der Himmel blieb ihrem Flehen taub; denn die Gewitterwolken verzogen ſich nicht, und alle erwarteten mit Angſt und Bangen den Ausbruch des Gefürchteten.

In der Nacht nun kam Edmund, wie gewöhnlich vor Ludmillas Fenſter, ungeſchreckt durch die undurchdringliche Finſterniß und die ſchon hie und da an den fernen Bergen niederleuchtenden Blitze. Als er aber Geſang und Saitenſpiel beginnen wollte, da hielt ihn Ludmilla ab, indem ſie ihn bat, das frohe Spiel zu unterlaſſen, da ſie von ſonderbaren drückenden Gedanken gequält werde. Edmund tröſtete die Geliebte mit ſchmeichelnden Worten über

ihre unnöthigen Besorgnisse, wurde aber früher, als sonst von dem lieben Fensterlein vertrieben, indem das Gewitter seine fürchterliche Kraft zu entladen begann, und Ludmilla durch den Ton des Horaglöckleins zu ihren bereits im Chor zum Gebete versammelten Schwestern berufen wurde.

Jetzt entfaltete der Sturm seine rasselnden Schwingen. Pfeifend und sausend fuhr er über die Gauen einher und weckte die schrecklichen Blitze, brach Bahn dem rollenden Donner. In Strömen entstürzte das elektrische Feuer den verderbenschwangern Wolken, unaufhörlich ras'te Sturm und Donner. Es beugte sich krachend und aus seinen Grundfesten gerissen der majestätische Eichenwald, Felsen zersplitterten und überall loderten, von Gottes Feuer entflammt, Tannenhaine, Häuser und Dörfer auf in heller Gluth. Vergeblich war der Klagruf der Unglücklichen, denen die Flammen ihrer Wohnungen über dem Haupte zusammenschlugen, vergeblich ihr Hülferuf, ihr herzzerreißendes Jammern. Wer sich hervorwagte aus dem schützenden Dache, den erschlugen des Hagels dichte und mit unwiderstehlicher Gewalt von dem Sturmwind zur Erde niedergepeitschte Schlossen. So schien endlich das menschliche Leben ganz erstorben zu seyn, denn nur die schrecklichen Naturkräfte walteten noch mit ihrer fürchterlichen Macht, und die Sterblichen erkannten, sich ängstlich verbergend, ihre unwiderstehliche Gewalt.

Im Kloster war Alles in Furcht und Zittern und immer mehr steigerte sich die Angst der Nonnen, als

mit dem kommenden Morgen der Grimm des Gewitters zu-, statt abnahm. Die fürchterliche Naturerscheinung zu beschreiben, hält sich selbst die Sage zu schwach, die doch sonst an einfachen, aber kräftigen Ausdrücken so reich ist. Drei Tage und drei Nächte dauerte das Gottesgericht, denn so nannte man das Gewitter, und immer noch tobte es mit derselben, ja mit noch größerer Heftigkeit, mit der es begonnen. Ein schreckliches Dunkel hing über dem Gesichtskreis, rings waren Bäume und Wälder niedergeschmettert, der Fluß, sonst des ganzen Gaues Zierde, brauste jetzt mit verheerenden Fluthen einher und glich, beleuchtet von immerwährenden Blitzen, einer schwimmenden Feuermasse. Rings war das Leben erstorben; alle Menschen hatten sich verborgen, um den Elementen den Kampfplatz frei zu lassen.

Da versammelte am Morgen des vierten Unglückstages die fromme Aebtissin des Klosters ihre Gemeinde im Gotteshause und mitten unter sie tretend, sprach sie also: „Heute Nacht, als ich erschöpft an Geist und Körper, entschlummert war, ist mir im Traume eine Erscheinung gekommen, welche mir ein Mittel angab, diesen Alles verderbenden Sturm zu hemmen. Eine unter Euch, meine lieben Schwestern, muß unreinen Herzens sein. Sie trete hervor, bekenne reumüthig ihre Schuld, auf daß wir sie den Blitzen, Gottes mächtigen Boten hingeben, damit der Allmächtige versöhnt, diesen fürchterlichen Stürmen Stillschweigen gebiete. Denn so zu thun befahl mir die Erscheinung."

Als die würdige Aebtiſſin ſo geſprochen, ſahen ſich die Nonnen unter einander erbleichend an; Ludmilla aber traf die Rede der Aebtiſſin wie ein Donnerſchlag. Der Zweifel furchtbar Gewicht fiel auf ihre Seele; ihre Füße bebten, ungeſtüm tobte ihr das Blut durch die Adern, während kaltes Fröſtel ihre Glieder durchrieſelte. Wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt vorwärts getrieben, wankte ſie aus dem Kreiſe der Nonnen, und laut aufkreiſchend ſtürzte ſie mit dem markdurchdringenden Ruf: „Ich bin die Schuldige!“ vor der Aebtiſſin nieder.

Erſtarrt ſtand dieſe, ſo wie alle Nonnen. Beinahe unmöglich ſchien es ihnen, daß die edelmüthige, fromme und allgemein geſchätzte Ludmilla ſich ſolch' ſchweren Vergehens bewußt ſeyn könne. Mitleidig beugte ſich die Aebtiſſin zu der Schuldigen nieder, ob ſie im geiſtverwirrenden Fieber, oder in Wahrheit geredet. Als aber Ludmilla mit bleichem Munde ihre Schuld beſtätigte, als, da ſie das Wort: „Schuldig“ ſelbſt über ſich ausſprach, das Gotteshaus, von raſſelndem Donner, wie von Gotteszeugen in ſeinen Grundfeſten erzitterte, da erhob ſich die Aebtiſſin mit ſtrenger Würde und ſprach: „Dein Gewiſſen hat dich angeklagt, verirrte Schweſter, dir geſchehe nach Gottes Urtheil, das er mir geoffenbaret hat. Auf, meine Schweſtern, reinigt unſere geweihte Wohnung von der Sünderin; gebet ſie preis dem Gerichte des Ewigen.“ So ſprach die Aebtiſſin, und die Nonnen ergriffen die halb lebloſe Ludmilla und ſie aus dem Gotteshauſe und über den Vorhof

ſchleppend, ſtießen ſie dieſelbe durch die Kloſterpforte hinaus in das fürchterliche Ungewitter. Aber als ſie noch an der geöffneten Pforte ſtanden, bot ſich ihnen ein wunderbarer Anblick dar. Von halbem Blitzeslichte umleuchtet ſprengte durch den Sturm auf hohem Roſſe ein ſchöner Ritter heran mit den Worten: „Nun biſt du mein; keine Gewalt auf Erden ſoll dich mir wieder entreißen!“ die arme Ludmilla, die ſchon im Begriffe war, umzuſinken, auf das ſchäumende Roß hebend.

„Edmund“, ſchrie Ludmilla, alle ihre Kräfte ſammelnd, „Edmund, was willſt du hier? Ich bin verworfen; Gottes Gnade hat mich verlaſſen.“ „Du biſt rein, wie ein ſchuldloſes Lamm,“ entgegnete der Geliebte, „ich will dich retten; der Ewige mag uns gnädig ſeyn.“

Mit dieſen Worten hüllte er ſie in ſeinen Mantel und ſpornte ſein Pferd zu raſchem Laufe. Aber der Traum der Aebtiſſin ſollte in Erfüllung gehen. Kaum hatte das Roß hundert Schritte zurückgelegt, da zuckte ein Blitz herab auf die Häupter der Liebenden, und eine Wetterwolke umhüllte ſie, nach allen Seiten züngelnde Blitze und rollende Donner ſtreuend. Ein unnennbares Entſetzen ergriff die an der Kloſterpforte, wie durch eine geheime Macht feſt gehaltenen Nonnen.

Aber ſiehe, plötzlich ſchwieg Sturm und Gewitter. Vom blauen Himmelsgewölbe ſtrahlte herrlich, wie am erſten Schöpfungstage, die Sonne; die die Liebenden umhüllende Wetterwolke verſchwand, und aus dem Schatten derſelben erhoben ſich die Geiſter

Edmunds und Ludmillas, bekleidet mit ätherischem Lichte, und schwebten, umschlungen und in seliger Wonne, strahlend himmelan. —

Von reiner Lieb' durchdrungen
Von ihrer Kraft durchglüht,
Han sie sich aufgeschwungen,
Wo ew'ge Wonne blüht.

Der Minneſänger.

Der Minnesänger.

Uns ist in alten mären
wunders vil geseit.
Nibelungenlied.

Im zwölften Jahrhundert beherrschte der Pfalzgraf von Tübingen den anmuthigen Neckargau mit mächtigem Arm. Sein Ansehen hatte sich nicht nur in Schwaben, sondern auch durch ganz Deutschland weithin verbreitet. Von vielen Burgen wehte sein Banner. Sein Wort galt wie ein heiliger Eid. Seine Reichthümer waren zum Sprichworte geworden. Ruhe, Sicherheit und Wohlstand blühte im Neckargebiet, so weit des Pfalzgrafen Gebiet sich erstreckte. Sein Name allein reichte schon hin, die Friedenstörer zur Ruhe zu bringen; und wenn er auszog in die Fehde, kränzten stets die siegbedeutenden Eichenkronen seine heimkehrenden Fahnen. Bei allem Glücke aber war der Pfalzgraf ein schlichter, biederer Mann, gleich weit entfernt von Stolz, als von Rohheit. Er waltete als ein strenger Richter über die Verbrecher, schützte und unterstützte aber den Schuldlosen und Schwachen.

Die schönste Blume seines Glückes erblühte dem Pfalzgrafen in seinem Töchterlein Rosa. Auf der stillen Stammburg wuchs sie heran, ausgestattet mit

den lieblichſten Reizen des Körpers und der Seele. Der Vater erzog ſie um ſo ſorgfältiger, da ſie ſein einziges Kind war, und ſo kam es, daß die Jungfrau einer ſo hohen Bildung theilhaftig wurde, wie ſie in jenen Zeiten ſelten war. Beſonders neigte ſich ihr zarter Sinn zur Liederkunſt, und zur großen Freude ihres Vaters erlangte ſie bald eine große Fertigkeit im Geſang und Saitenſpiel. Ihre Lieder hatten einen ganz eignen ſinnigen Anklang und wenn ſie dieſelben mit ihrer Silberſtimme in die, unter ihrer kunſtreichen Hand tanzenden, Saiten der Zither ſang, ſo konnte man ſie für ein höheres, ätheriſches Weſen halten.

Unter den zahlreichen Edeln, welche den pfalzgräflichen Hof belebten, that ſich beſonders Rudello der edelgeborne Minneſänger hervor, ſowohl durch ritterliche Tugenden, als auch durch ſeine holde Kunſt. Ein armer Waiſe war er von dem Pfalzgrafen aufgenommen und zugleich mit Roſa erzogen worden. Sein zweiter Vater hatte großes Vertrauen zu ihm, und der Jüngling rechtfertigte dasſelbe bei jeder Gelegenheit. An ſeines Wohlthäters Seite zog er in den Kampf, und aus jeder Fehde brachte er einen friſchen Siegespreis zurück. Er beſorgte des Grafen Geſchäfte mit treuem Fleiße und erheiterte denſelben in trüben Stunden durch anmuthigen, kunſtreichen Geſang. Er war Roſas Lehrer geworden, und männiglich freute ſich darob, den ſchönen Jüngling mit der liebreizenden Jungfrau in Geſang und Saitenſpiel wetteifern zu hören.

Aus der Liebe zur Liederkunſt aber entwickelte ſich bei ihm und ihr der erſten Liebe heiliger Himmelstrieb. Ohne es eigentlich zu wiſſen, liebten ſie einander mit der ganzen Kraft ihrer reinen Seelen. Von Tag zu Tag wurde ihnen der tiefe Sinn deutlicher, welcher in den Minneliedern der alten Sänger lag. Ihre gegenſeitige Zuneigung entſtand, wie ſich an Farbe und Duft verwandte Blumen heimlich und ſtill entwickeln und dann, in Wonne erglüht, ſich liebend umſchlingen. Da nun aber ihr Verhältniß immer in den Grenzen der heiligſten Keuſchheit blieb, ſo machten ſie auch kein Geheimniß daraus und legten es unbefangen zur Schau, daß nur eines im andern ſich bewußt ſey. Aus einem andern Geſichtspunkte aber, als ſie, betrachtete dieſes Verhältniß der Pfalzgraf. Bei allem Edelſinne hing er feſt an dem Vorurtheil des Ahnenſtolzes, und es däuchte ihm unziemlich, wenn ſich der zwar edelgeborne, aber doch von einem unbekannten Geſchlechte herſtammende Rudello mit der Tochter des hochanſehnlichen, mächtigen Pfalzgrafen verbände. Ungleiches paart ſich nicht gut, dachte der Graf, und dieſem Grundſatze zufolge nahm er ſeine Maßregeln. Es that ihm zwar ſehr weh', ſich von dem guten Rudello trennen zu müſſen, und demſelben ein Leid zuzufügen, allein ſein feſter Charakter duldete nicht, daß er Etwas, was er als gut erkannt, auszuführen unterlaſſe. — Mit ſchwerem Herzen kündigte er ſeinem Pflegeſohne an, daß er es für gut erachte, wenn er für einige Zeit hinauswandere in die Welt,

um ritterlichen Ruhm zu gewinnen und sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Rudello traf dieser Wink seines Wohlthäters wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel, aber er war zu arglos, um die wahre Ursache von des Pfalzgrafen Entschlusse einzusehen und hegte zu viel kindliches Vertrauen zu ihm, um seinen Willen für etwas Anderes, als einen wohlmeinenden väterlichen Rath zu betrachten, den er beachten und befolgen zu müssen glaubte. In einer Stunde der innigsten Vertraulichkeit eröffnet er also der Geliebten, daß er gesonnen sey, nach des Vaters Rath sich die Welt zu besehen. Da es im Lande an Gelegenheit fehle, sich Ehre zu erwerben, so müsse er als junger Ritter auswärts nach Abentheuern und Beschäftigung sich umsehen, um nicht die Schmach auf sich zu laden, er habe seine Jugend in schmählicher Unthätigkeit verträumt.

Als nun Rosa, erschüttert von dem Gedanken einer Trennung, den Jüngling fragte, ob er denn ihren Werth nicht für so groß halte, daß er ihrer Liebe diesen Drang nach Ehre aufopfern könnte, so antwortete Rudello, er halte sich der Liebe Rosas für unwürdig, so lange er nicht durch irgend eine rühmliche That bewiesen hätte, daß er derselben werth sey.

So starken Gemüthes sich auch durch diese Worte der jugendliche Sänger bewies, so brach doch sein Herz in der Stunde des Abschieds. Der Gedanke, sich von Rosa auf lange Zeit trennen zu müssen, sie vielleicht nimmer zu sehen, schnürte ihm mit un-

endlichem Schmerze die Brust zusammen, und es war beinahe auf Seite der Jungfrau, dem Geliebten Muth einzusprechen, wie er vorhin sie getröstet hatte. Sie wies ihn auf seine schöne Kunst hin, welche ihm in aller Sehnsucht, allen Trübsalen milde Beruhigung zufließen lassen würde; und durch den Schwur ewiger Treue, welchen sie ihm leistete, stählte sie seine Brust gegen die Anfechtungen böslicher Zweifel. Endlich riß er sich los, begleitet von den herzlichen Segenswünschen des Pfalzgrafen, und schützend umschwebt von den herzlichen Gebeten Rosas. Er zog, gefolgt von einem alten Knappen an den Hof Friedrichs von Hohenstaufen, des damaligen Königs der Deutschen. Dieser, ein Freund der edeln Liederkunst, gewann den biedern, muthigen Minnesänger bald lieb, und lud ihn ein, einen bevorstehenden Heereszug nach Welschland mitzumachen. Rudello folgte der Einladung und befand sich bald in Italien, dem Land der Wunder und des Gesanges, das er schon oft hatte preisen hören und dessen Herrlichkeiten er nun selbst sehen und bewundern konnte. Unter großen Meistern bildete er sich immer mehr aus in seiner Kunst, und stand in allen Gefahren und Nöthen, die dem großen Friedrich Rothbart unter den tückischen Welschen drohten, getreulich zur Seite, wurde auch von demselben sehr geachtet und vor Vielen ausgezeichnet.

Milderte nun auch bei Rudello Thätigkeit und körperliche und geistige Anstrengung die Sehnsucht der Liebe, so war dieses desto weniger bei Rosa

der Fall, und der Pfalzgraf hatte sich also ganz verrechnet, wenn er geglaubt hatte, durch des Jünglings Entfernung die Leidenschaft seiner Tochter heilen zu können. Sie sang mit eben so großer Liebe wie vormals die Lieder, welche ihr Rudello gedichtet, und so oft sein Name genannt wurde, strahlte eine himmlische Heiterkeit aus ihren Blicken. Sonst war sie still und liebte die Einsamkeit ihres Gemaches mehr, als die rauschenden Lustbarkeiten, welche der Vater veranstaltete, um ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, als das Andenken an Rudello hinzulenken. So lebte sie beinahe allein der Erinnerung an den entfernten Geliebten, und Nichts konnte sie so sehr erfreuen, als wenn ein vorüberziehender, aus Welschland kommender Wanderer hie und da Nachricht brachte, wie edelsinnig und tapfer sich der deutsche Minnesänger benehme und wie sehr man ihn allgemein schätze. Bei solcher Gelegenheit sendete ihr der Jüngling dann wohl auch einen treulichen Gruß und ein von ihm neu gedichtetes Lied mit beigesetzter Tonweise. Wohl wußte sie, welch' innige Bedeutung diese Grüße hatten, und die zarten Klänge seiner Lieder gossen einen reichen Freudestrahl über ihr sinniges Gemüth.

So gingen zwei Jahre hin; als plötzlich alle Nachrichten von Rudello schwiegen. Bange Ahnungen zogen in Rosas Busen ein, und das Geschick hatte beschlossen, diese trüben Vorgefühle nur zu genau zu erfüllen. Der alte Knappe erschien unerwartet auf der Pfalzburg und verkündete in tiefer Betrübniß

den Tod Rudellos. In der für den großen Barbaroſſa ſo ſchrecklichen Unglücksſchlacht bei Legnano im Welſchland hatte Rudello mit ſeinem Leib die geheiligte Perſon Friedrichs, auf welchen die Welſchen wüthend eindrangen, gedeckt, und war, ein ſchönes Opfer für einen hohen Zweck, gefallen. Der Pfalzgraf empfand darob einen aufrichtigen Vaterſchmerz und ſein Edelmuth erlaubte ihm nicht, ſich über Rudellos Tod, den er als unziemlichen Gegenſtand der Liebe ſeines einzigen Kindes wohl etwa wünſchen mochte, zu freuen. Aber ſeine Trauer konnte nicht in Vergleichung kommen mit der ſeiner Tochter. Wie jene Nachtigall in der Fabel, die, als ihr ein roher Jäger den ſangreichen Gatten getödtet hatte, ſtille ſich zu Tode härmte, ſo verwelkte die Jungfrau, einer ſterbenden Lilie gleich. Keine Klage kam über ihre Lippe. Sie duldete ſtill ihr unſäglich Leiden. Doch immer ätheriſcher ward ihre Geſtalt, immer mehr erblaßte ihr holdes Antlitz. Das einzige Band, welches ſie noch mit der Erde zu verknüpfen ſchien, war ihre kindliche Liebe zum Vater und Geſang und Saitenſpiel. Ihre Krankheit dauerte einen Sommer und einen Winter hindurch, und als der Frühling wieder herabzulächeln begann, ſank die ſchönſte Blüthe des Lenzes, Roſa trotz den Bemühungen der durch des Vaters grenzenloſen Liebe aus allen Landen zuſammengerufenen Aerzte, in die Arme des Todes. Wer ſollte ſich unterfangen, den Schmerz des Pfalzgrafen ſchildern zu wollen, da er ſeinen Troſt, ſeinen Stolz, und die Freude ſeines

Lebens kalt und stumm vor sich liegen sah. Es schien, als ob auch ihn der nagende Kummer bald der todten Tochter zugesellen würde. Rosas letztes Wort war Rudellos Name gewesen, und dieses machte es dem armen Vater zur Gewißheit, daß er durch seinen Starrsinn die Liebenden dem Tode geweiht. Dieser bittere Gedanke lagerte sich wie eine schwarze Nacht um des Grafen Gemüth, und er konnte dagegen nirgends Trost finden. Da brach ein Hoffnungsstrahl durch das trübe Gewölke. Ein ehrwürdiger Pilgrim sprach, aus Palästina kommend, auf der Pfalzburg ein, als Rosas Leiche eben in den köstlichen Sarg gelegt werden sollte. Der Pilgrim sah die holde, bleiche Gestalt lange Zeit aufmerksam an, und trat dann plötzlich zum Pfalzgrafen: „Edler Herr," sprach er, „bei dem Tode eures holden Töchterleins ist ein geheimnißvolles Wunder der Natur im Spiele. Lasset die Leiche noch unbestattet, und bewahret sie sorglich vor jeder unreinen Berührung. Heute Nacht will ich in den Gestirnen erforschen, was weiter geschehen soll und wird." Die Worte des Greisen drangen tröstend an das Vaterherz und er that sogleich, wie jener befohlen. Am kommenden Morgen trat der Pilgrim mit freudigem Gesichte in des Grafen Gemach. „Seyd getreu," sprach er, „edler Herr, der Ewige hat sich mir gnädig bewiesen. Es gibt in der Natur der Dinge viele Geheimnisse, in die unser schwacher Verstand nicht eindringen kann; wir können sie nur glauben, und darum bitte ich Euch, meine Worte mit festem

Glauben zu vernehmen und sie getreulich zu befolgen. In Eurer Tochter ist der heilige Lebensfunken noch nicht völlig erloschen, aber ihn wieder zu wecken, vermag keine Kunst. Nur durch den Gesang, durch den reinen Kuß eines keuschen Sängers wird die verwelkte Blume aus den Hallen des Todes wieder zum frischen Lebensmorgen zurückgerufen werden." So sprach der Alte, drückte dem Pfalzgrafen die Hand, und setzte seine fromme Wanderschaft fort.

In des Vaters Gemüth aber hatten diese Worte feste Wurzeln gefaßt, und sogleich traf er Anstalten, durch welche es der Prophezeiung des Alten möglich gemacht werden konnte, in Erfüllung zu gehen. In alle Lande flogen seine Boten, und riefen überall die Minnesänger auf, nach Schwaben zu kommen zu dem neuen, wunderbaren Abentheuer. In kurzer Zeit versammelte sich ein herrlicher Sängerkreis auf der Pfalzburg, und in edlem Wetteifer drängten sich immer mehrere hinzu.

Die Sänger wurden unter sich eins, durch ritterlichen Kampf zu entscheiden, wer gewürdigt werden sollte, den hohen Versuch zu unternehmen. Der Pfalzgraf billigte diesen Plan und ließ die Schranken zum Gefechte bereiten. An einem schönen Morgen zogen nun die Sänger, Paar und Paar gereiht, voll edeln Muthes und glänzend in ritterlichen Waffen zu dem Kampfplatz. Ein frommer Priester verrichtete zuerst das Amt der heiligen Messe, dem Alle in Demuth und Andacht beiwohnten; dann eröffneten Herolde und Kreiswärtel die Schranken und

unter Trompetengeſchmetter begann das Rennen und Stoßen. Drei geachtete Minneſänger blieben Sieger und ſie beſchloſſen, fernern Kampf zu unterlaſſen, und nach der Reihe, wie jedem das Loos fallen würde, das herrliche Unternehmen zu wagen. Während ſie dieſes unter ſich abmachten, ſprengte auf ſchnaubendem Roſſe noch ein Kämpfer in die Schranken. Ohne das Viſier aufzuſchlagen, kündigte er ſich als einen Zögling der edeln Liederkunſt an, und bat die drei Sieger, auf Lanze oder Schwert, zu Fuß, oder zu Pferd, einen Gang mit ihm zu verſuchen. Die Drei waren zwar etwas unwillig darüber, daß ſie, ſchon als Sieger erklärt, noch einen Kampf unternehmen ſollten, aber es blieb ihrem ritterlichen Sinne fern, ſich demſelben entziehen zu wollen. Sie nahmen des Neuangekommenen muthiges Anerbieten an, und noch einmal ſah man Lanzen ſplittern und Roſſe ſtürzen. Der unbekannte Sänger aber warf nacheinander ſeine drei Gegner mit gewaltigem Arm zu Boden, und behauptete gegen männiglich ſeinen Sieg. Vor den Pfalzgrafen geführt, wurde er von dieſem als Sieger anerkannt und ihm eröffnet, daß am morgigen Tage, als am heiligen Pfingſttage, er des ſchönen Rechtes ſeines Sieges ſich erfreuen ſollte. Dann bat ihn auch der Graf, er möchte ſeinen Helm abnehmen, und Namen und Heimath angeben. Allein der ritterliche Kämpe entſchuldigte ſich mit einem Gelübde, in welchem er, ganz beſonderer Urſachen willen, ſich gelobt habe, nicht eher ſein Haupt zu enthüllen oder ſeinen Na-

men zu nennen, bis er die Macht seiner hohen Kunst an dem unglücklichen Fräulein, das ihm der Ruf als ein Wunder der Lieblichkeit und Anmuth geschildert, erproben würde. Der Pfalzgraf gab sich mit diesem Bescheid zufrieden, und es wurde dem Unbekannten ein freundliches Gemach angewiesen, weil er den Wunsch geäußert, den Rest des Tages in ungestörter, einsamer Betrachtung zuzubringen.

Der Morgen des Pfingsttages zog im schönsten Frühlingsflore herauf über die grünen Berge und senkte sich, Wonne und Freude verbreitend, in die lieblichen Neckargegenden nieder. Am Ufer des Flusses in einem von wilden Rosen durchdufteten Eichen und Lindenhaine, den tausend bunte Sänger durchjauchzten, war der Schauplatz bereitet, wo sich das Wunder ereignen sollte, welches der alte Pilger prophezeiht hatte. Am frühen Morgen zog der Pfalzgraf hinaus, von seinen Rittern und den Sängern begleitet, die Brust von freudiger Hoffnung und bangem Zweifel erfüllt. Eine unermeßliche Menschenmenge folgte dem Zuge. Vor demselben ward von vier weißgekleideten Jungfrauen auf vergoldeter Bahre Rosas liebliche Leiche getragen, geschmückt mit den Farben der Unschuld, bekränzt mit Rosen und Lilien. Als man in dem duftigen Haine angelangt war, wurde die Bahre in der Mitte blühender Rosenbüsche niedergesetzt und die Trägerinnen streuten ringsum Blumen und Blüthenzweige. In feierlicher Stille reihte sich das Volk in einem großen Kreise umher, der von tausend Gefühlen bestürmte Vater

nahm, umringt von ſeinen Edeln, den Sitz ein, welchen man ihm unter dem Rieſendache einer Eiche, gegenüber der Duft ausſtrömenden Bahre ſeiner Tochter bereitet hatte, und Alles harrte erwartungsvoll der Dinge, die da kommen ſollten. Jetzt nahte ſich der unbekannte Sänger, begleitet von zwei reich gekleideten Dienern des Pfalzgrafen, welche ihm auf Sammtkiſſen, Zither, Federhut und Schwert vortrugen. Er trat, beſcheiden ſich verbeugend, in den Kreis und — erſtaunt ſprang der Pfalzgraf von ſeinem Sitze auf, denn vor ihm ſtand Rudello, ſein längſt als todt beweinter Pflegeſohn. Freudiger Schreck durchzuckte des Grafen ganzes Weſen.

Er fing an, das tiefe Walten des Geſchickes in der Wiedererſcheinung des vielbetrauerten Pflegſohnes zu erkennen. In blauem Gewande, als der Lieblingsfarbe Roſas, geſchmückt mit der grünen Schärpe, die ſie ihm beim Abſchiede umgehangen, kniete der ſchöne, nur etwas von Kummer gebleichte Jüngling vor ſeinem Pflegevater, ſeinen Segen erflehend zu dem bevorſtehenden, wichtigen Geſchäfte. In ſtummer Rührung ſegnete und umarmte der Graf den Wiedergekehrten, dann wandte ſich dieſer zu Roſas Leiche. Eine Thräne des heißeſten Liebeſchmerzes ſtieg in Rudellos Auge beim Anblicke der gebrochenen Blume. Aber ſich faſſend, ergriff er die Laute, und mit einem frommen Blicke zum Himmel begann er das Vorſpiel ſeines Geſanges. Alle erwarteten von dem weit gereiſten Sängerjüngling ein höchſt kunſtreiches Lied, allein er ſang einen einfachen Sang

an, den Roſa immer ſehr geliebt, und den er ihr einſt beim Beginnen des Frühlings gedichtet hatte. — Er lautete alſo:

Erwachſt du wieder
O Frühling ſüß,
Das Blüth entſprieß'
Und tönen frohe Lieder.
Im grünen Thalesgrund
Da kommt
Ihr athmen Blumenduft,
Der Sang der Vöglein
Er klingt gar fein
Im blumumwallten Hain
Hoch in der Luft
Die frohe Lerche ruft.

Und wieder friſch
Das Leben neu erwacht.
Es flötet im Gebuſch
In ſtiller Nacht
Die Nachtigall der Liebe Luſt,
Und in der Bruſt
Des Menſchen Muth erblüht
Des Lenzes Wonnetraum;
Des Lebens goldner Baum
Sprießt helles Zauberlicht;
Vor Frühlings Wehen flieht
Der Sorge ſchwer Gewicht.

Und ſieh', in dunkelm Grün
Die Blumenfontain
Entflattet ihre Purpurglut.
Es ruht
In ihrem keuſchen Schooß
Der Liebe heilig Wunderkind
Und engelmild
Sie pflegt ihr Leben.
Mit ſüßem Lautenton
Naht ſich der Liedersohn
Der Blume ſich.
Und wonniglich
Sie ſich dem Sänger neigt
Es ſtarrt

Aus ihrem Schoos ein Himmelsduft.
Erfüllend rings die Luft.
An seine Lippen drückt
Die Blume er, entzückt
Aus ihrem Kelch er trinkt
Begeisterung,
Das ewig schön und jung
Sein Lied sich über alle Zeiten schwingt.

Rudello hatte sein Lied in ausdrucksvoller Melodie und mit reiner klangvoller Stimme vorgetragen. Als er zu Ende war, ließ er noch einige leise Akkorde durch die Saiten rauschen, dann erhob er sich, und indem ein himmlisches Vertrauen auf seinem edeln Antlitz strahlte, nahte er sich der Blumenbahre und drückte schüchtern einen heißen Liebeskuß auf Rosas blasse Lippen, indem er zugleich einen duftenden Rosenstrauß auf ihren Busen legte.

Und sieh: — doch hier mag die Sage verstummen, und das, was sich weiter begeben, durch die schönen Strophen eines neueren Dichters erzählen lassen: —

Als nun gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt
Erhebt sich mild, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit irrem Blick die blühende Gestalt.
Man sieht die zarte Brust tiefathmend steigen,
Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt,
Bang regen sich die kaum gelos'ten Glieder,
Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern wieder.

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vogelein verzagt zum ersten Mal
Aus weichem Nest von Zweig zu Zweig sich wagen,
Von Busch zu Busch mit zweifelhafter Wahl:
So lenkt auch sie im Staunen und im Zagen
Bald hier bald dort der Blicke lichten Strahl.
Und sieht entzückt bei zarter Lenzesbelle
Wald, Wies' und Flur, Laub, Blüthen, Welt und Welle

Doch als ſie jetzt mit ungewiſſen Blicken
Rudell' erkennt, der ſchweigend vor ihr kniet
Welch' Zauberband mag da ihr Haupt umſtricken,
Daß ſie auf ihn, auf ihn allein nur ſieht?
O wie von Schaam, von Liebe, von Entzücken
Ihr Buſen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und ſucht auch oft ihr Auge ſich zu wenden,
Stets muß es nur noch ſüßre Strahlen ſenden.

Und als ſie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Bruſt nicht länger widerſtrebt,
Und ſüß verſchämt mit roſenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und ſüß ihr Hauch auf ſeinen Lippen ſchwebt;
Da, von der Gluth des Kuſſes tief entzündet,
In ein Gefühl ſein ganzes Leben ſchwindet.

Ganz, ſo wie es uns der Dichter hier ſo ſchön geſungen, geſchah es, als Rudello durch ſein Lied und ſeinen reinen Weihekuß die liebliche Maid wieder ins Leben zurückgerufen hatte. Ein Jubelſchrei ging durch die Reihen der Zuſchauer. Jubelnde Geſänge brachen die verſammelten Sänger aus, ihren keuſchen, gottgefälligen Gefährten, den glücklichen Rudello mit Glückwünſchen umringend. Der Pfalzgraf nahte ſich, von der innigſten Vaterfreude erfüllt, dem verſchlungenen Liebespaare, und als ſie beſeligt in ſeine Umarmung eilten, legte er ſegnend ſeine Hände auf ihre Häupter, Rudello laut als ſeinen geliebten Sohn begrüßend. „Was der Himmel ſo wunderbar einte," ſprach er, „das will ich nimmer trennen. Rudello, mein Sohn, Roſa ſey dein Weib. Ihr Todtenkranz verwandle ſich in den Brautkranz, und dieſer, unter Zweifel und Angſt begonnene Tag ende mit dem fröhlichen Hochzeitreigen."

Die Brüder.

Die Brüder.

Das Ungeheuer auch
Lerne erwarten im irdiſchen Leben!
Mit gewaltſamer Hand
Loſet der Mord auch das heiligſte Band.
Schiller.

An einem ſchönen Sommermorgen ſtieg ich die Bergkette hinan, welche von Oſten her meine heimathlichen Thäler umſchließt. Ich fühlte jenes unſägliche Behagen, welches der Menſch ſtets empfindet, wenn er, umgeben von den Schönheiten der Natur, im erſten Morgenſtrahle durch fröhlich rauſchende Wälder und über luſtig im Sonnenſchein glänzende Hügel dahinwandelt, ohne vom ſtörenden Getöſe der Alltagswelt aus ſeinen Empfindungen und Betrachtungen geweckt zu werden *). Von Berg zu Berg, von Hügel zu Hügel ſchweifend, jetzt rauhe Felſen erklimmend, dann ſchattige Buchenhaine durchwandelnd, gelangte ich, der Quelle eines anmuthigen Bergbächleins entgegengehend, zur Mittagszeit in ein kleines enges Thal, an deſſen beiden Enden ſich freiſtehende,

*) Wohl zu beachten iſt, daß ich hier unter Menſchen nur ſolche verſtehen kann, auf welche die Mutter Natur ihren zauberiſchen Einfluß noch nicht verloren. Leider aber haben mich meine geringen Erfahrungen gelehrt, daß nur ein kleiner Theil der Menſchen für das Große, Erhabene und Wunderbare der Natur empfänglich iſt.

mit Ruinen bekränzte Hügel erhoben, gleichsam aufgestellt, den Eingang in das Thal zu schirmen. Ich schaute mich in dem lieblichen Grunde um, und bemerkend, daß ein freundliches Eichenwäldchen mir kühlen Schatten, und der üppige, mit Blumen gestickte Rasen lindes Ruhelager darbiete, beschloß ich, hier Mittagsruhe zu halten.

Aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
Sprang murmelnd hervor ein lebendiger Quell'
Und freudig duckt' ich mich nieder,
Und erfrischte die brennenden Glieder.

Dann wollte ich eben meinen kleinen Mundbedarf aus der Wandertasche packen, um ihn mit meinem umherschnupperuden Lullu zu theilen, als ich auf einem der Hügel eine weibliche Gestalt erblickte, die aus den Ruinen hervorkommend schnell die Anhöhe heruntereilte. Ich sprang auf, beinahe unwillig, daß ich in meiner Einsamkeit und behaglicher Stimmung gestört werden sollte, und wollte dem Landmädchen, denn als solches beurkundete sie ihre Tracht, entgegen gehen; aber erstaunt blieb ich stehen, als mir das Mädchen mit dem Rufe: „Ach, bist du schon da, lieber Hans!" entgegenhüpfte. Hans heiße ich zwar, dachte ich, aber das Mädchen ist mir völlig unbekannt, da, meines Wissens, die Zeit längst vorüber ist, in welcher die gnädigen Götter einsamen Träumern holdselige Nymphen zur Unterhaltung schickten; so weiß ich wahrhaftig nicht, was ich aus dieser Erscheinung machen soll.

Das Mädchen hatte sich mir bis auf einige

Schritte genähert, als sie, ihren Irrthum erkennend, erst verlegen zu Boden blickte, dann aber sich rasch umkehrend, wie ein gescheuchtes Reh, die Anhöhe, von der sie gekommen, wieder hinaufsprang. Ich schaute ihr nach und als sie eben in den Ruinen verschwinden wollte, erscholl von dem entgegengesetzten Hügel der Ruf: „Nun, Gretchen, wohin willst du denn so eilig!“

Ich wandte mich nach dem unbekannten Sprecher um und in ihm einen jungen, hübscher Mann in Schäferkleidung wahrnehmend, wurde es mir klar, daß der hübsche Hans und das schöne Gretchen ein Liebespärchen sey. Sie sahen sich immer Mittags in dem kleinen Thälchen, wo sich sonst selten ein Mensch hin verirrt, und so ist es nicht auffallend, daß das nette Gretchen mich für ihren Schatz ansah, als ich, noch halb von den Gebüschen verdeckt, gerade an dem Orte ihr begegnete, wo sie sonst nur ihren Bräutigam zu sehen gewohnt war.

Gretchen war auf den Ruf des Schäfers stehen geblieben und wir fanden uns endlich alle drei in den Ruinen des einen Hügels zusammen. Hans und ich setzten uns, schnell mit einander bekannt geworden, in den Schatten der wuchernd an den verfallenen Thürmen emporwachsenden Birken, und sahen behaglich dem netten Schäfermädchen zu, wie sie aus meinem und des Hirten Mundvorrath ein Mittagsmahl bereitete. Hätte ich mich gerade in idyllischer Stimmung befunden, nach einer Scene, die würdig gewesen wäre, besungen zu werden, hätte ich wahrlich

nicht lange ſuchen dürfen. Zu unſern Häuptern die Trümmer voriger Zeit, der luſtig am modernden Gemäuer emporgrünende Epheu, der mit wilden Roſenſträuchen bedeckte Burgplatz, innen die öden, ſchweigenden Gemächer, mit ihren halbverfallenen gothiſchen Niſchen und Bogen, deren Stille nur hie und da durch das Geſchrei der tagſcheuenden Raubvögel, die den Ritterſaal und Wartthurm bewohnten, unterbrochen wurde *); dann wir, im kühlen Schatten unſer Mittagsbrod verzehrend, vor Allem aber das ſchöne Gretchen, uns ſchäckernd die Speiſen reichend; Alles dieſes zuſammengenommen, ſtellte gewiß ein liebliches Gemälde dar.

Das Mahl war geendet. Gretchen ſprach ein einfach, rührend Dankgebet, nahm ihr Körbchen, und ſtieg, nachdem ſie von uns Abſchied genommen, heimkehrend den Hügel hinab. Der liebende Schäfer hatte ſich auf die Ueberreſte des Wartthurms geſtellt, und als er ſeinem Liebchen unverwandt nachſchaute, wandte Gretchen ſich oft nach ihm um, während ihr ſchalkhaftes Lächeln ihm zu ſagen ſchien:

---

*) Man wird mir wohl verzeihen, wenn ich meine vielleicht etwas wäßerige Proſa durch einige ſchöne Verſe meines geehrten Landmannes Reuttter, welche eine Ruine ſchildern, angenehmer zu machen wage.

Siehe, den feinigen Gipfel, der hoch zu den Wolken emporſtrebt,
Decken Trummer aus voriger Zeit, das graue Gemäuer
Einer verfallenden Burg. Es ſchweigen die oden Gemächer;
Kriechendes Moos umzieht die Baſtein; durch offene Fenſter
Wächſt die hangende Birke; das Thor, wo Helden gewandelt,
Zu durch Dornengeſträuche verdeckt, und klagende Eulen
Niſten im Ritterſaal, wo Harfen erklangen; und ferner
Lieber Gelon an Tagen des Siegs und feſtlicher Freude.

„Guckst du mir denn immer nach,
Wo du mich nur findest?
Nimm' die Kreuzlein doch in Acht,
Daß du nicht erblindest."

Wenn aber Hans sein Gretchen so nach sich zurückblicken sah, schien mir die Antwort:

„Guckest du nicht stets herum,
Würdest mich nicht sehen;
Nimm' dein Halslein doch in Acht,
Wirst es noch verdrehen!"

auf seinen Lippen zu schweben.

Endlich war Gretchen unsern Blicken entschwunden, und wir gingen nun in der zerstörten Veste umher. Hans wußte viele Volkssagen über den Ort, an welchem wir uns befanden, zu berichten. Eine derselben, welche mir die merkwürdigste schien, lasse ich meinen jungen Schäfer dem Leser erzählen.

„In alter Zeit, als diese Burg noch trotzig und lustig zugleich ihre Zinnen in die Luft erhob, hauste auf ihr ein starker, mächtiger Ritter. Weitum im Lande ward er gefürchtet, und seine ausgedehnte Gewalt, sein hochfahrendes, finsteres Wesen, sein roher Charakter und viele begangenen Gewaltthaten rechtfertigten diese allgemeine Scheu vor ihm nur zu sehr. Er habe, so lief die Mähre umher, durch blutbefleckte Räubereien seine Reichthümer erworben und das Gericht Gottes werde nicht ausbleiben an ihm und seinem Geschlechte.

Hatto, so hieß der Burgherr, hatte zwei Söhne, Odo und Eberhard, deren geistige Richtung von zarter Jugend an schon verschieden war. Odo, der ältere, war von ruhiger, edler Gemüthsart, Eber-

hard, der jüngere, war rauh und heftig, rasch und jähzornig, ganz ähnlich seinem Vater, und deßwegen auch von demselben seinem sinnigeren Bruder weit vorgezogen. Eberhard maßte sich deßwegen immer ein drückendes Vorrecht an, und Odo war zu gutmüthig, um den wilden, unbändigen Bruder in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Nach damaligem Erbrechte empfing der erstgeborene Sohn immer den väterlichen Sitz, und die jüngeren Kinder wurden auf andere Weise versorgt. Um aber seinen Liebling Eberhard zu begünstigen, beging Hatto die Ungerechtigkeit, Odo von dem Recht der Erstgeburt auszuschließen. Er bestimmte nämlich, daß Eberhard das Stammschloß nach seinem Tode ererben sollte, und erbaute auf dem gegenüberliegenden Hügel, der jetzt ebenfalls mit Trümmern bedeckt ist, eine neue Burg, welche Odo besitzen sollte. Auf diesen Bau nun verwandte der alte Ritter viel Gut und Geld, und darüber erzürnte der böse Eberhard sehr.

„Was soll ich," sprach er kecklich und trutzig zum Vater, „was soll ich einst von dir ererben? Nichts als die alte Burg; während der weinerliche Odo eine schönere, festere Wohnung, alles Gut und Geld erhält. Ich glaube, du hast mich, deinen tapfern Sohn, ganz vergessen."

Dagegen nun gab ihm der nicht minder rauhe Vater wieder harte Worte und so war die Flamme angefacht, welche dieses ganze Geschlecht verzehren sollte. Als die neue Burg ausgebaut war, feierte der Vater Odos Einzug in dieselbe, seinem bis-

herigen Lieblinge Eberhard zum Trotz, mit einem rauschenden Feste, und erfüllte dadurch des bösen Sohnes tückisches Gemüth mit einem schrecklichen Groll. Spät in der Nacht suchte der alte Ritter sein Lager, und da wurde er von seinem Sohne Eberhard meuchlerisch angefallen. Vergebens erflehte der Vater von dem Ungeheuer das Leben, vergeblich rang er mit dem jugendlich starken Bösewichte einen verzweifelten Kampf, er fiel unter dem Dolche des unnatürlichen Sohnes. Nur einen gräßlichen Fluch konnte der Gemordete noch aussprechen über seinen Mörder, ehe er sich verblutete, und ob er auch von dem teuflischen Hohngelächter des Bösewichtes überdonnert wurde, Gott beschloß ihn zu verwirklichen. Otto, obgleich immer von seinem Vater vernachläßigt, vergaß dennoch nicht der Kindespflicht, begrub den geschändeten Leichnam seines Vaters, den der gräßliche Eberhard von den Zinnen seiner Burg gestürzt hatte, mit tiefer Trauer und schwur, den schändlichen Mord zu rächen. Von jetzt an glühte ein grimmer, unauslöschlicher Haß gegenseitig in den Herzen der Brüder.

In derselben Zeit nun lebte in einem, von den Burgen der feindlichen Brüder nicht sehr weit entfernten Thale eine holde Maid mit ihrer alten Mutter in einer friedlichen Hütte. Mutter und Tochter lebten einsam und hatten sich nach dem Verluste des geliebten Hausvaters aus der Welt zurückgezogen. Sie ernährten sich durch Verfertigung von künstlichen Seidengeweben, welche ein mit ihnen ver-

wandter Handelsmann je zuweilen bei ihnen abholte und dann in den Städten und Rittersitzen verkaufte. Unter fleißiger, kunstreicher Arbeit und frommen Uebungen hatte die schöne Emma ihr sechszehntes Jahr erreicht und blühte still und anmuthig, wie die Rosen, welche ihre zarte Hand im kleinen Blumengärtlein sorgsam erzog. Der Jungfrau reines Gemüth kannte stürmische Leidenschaften oder begierliche Wünsche nicht, und ihr jugendliches Leben gleitete still dahin, wie das Silberbächlein, welches durch das Thal rieselte, das ihre Wohnung barg.

Eines Tages nun begab es sich, daß Ritter Odo herabzog von seiner Burg, um mit sicherem Geleite, denn er mußte von seinem bösen Bruder Alles befürchten, in seinen weitausgedehnten Forsten der Jagd zu pflegen. Er verirrte sich bei der hitzigen Verfolgung eines Hirsches und kam zu Emmas Hütte. Die Jungfrau begoß eben ihre lieben Blumen, als der stattliche Ritter, auf hohem Rosse durch das Thal daher sprengend, vor ihrer mütterlichen Hütte hielt und abstieg. Sie verwunderte sich über den vornehmen Gast und begrüßte ihn sittiglich und züchtig. Der Ritter aber stand wie eingewurzelt, so sehr blendete ihn ihre Engelschönheit, und bange suchte er nach Worten, ihren milden Gruß zu erwiedern. Endlich erzählte er, wie ihn die hitzige Verfolgung des Wildes von dem rechten Wege abgeführt und wie er von ungefähr in dieses liebliche Thal gekommen sey. Dann aber setzte er noch mit niedergeschlagenem Blicke hinzu, er danke seinem

Schutzheiligen Sankt Hubertus, daß er ihn von der Fährte des Hirsches abgeführt habe, um ihm eine so anmuthige Blume zu zeigen, wie er nun vor sich sehe.

Die holdselige Emma war zu unbefangen und unerfahren, um die sinnige Anspielung des jungen Ritters zu verstehen, allein sie mußte nicht zum weiblichen Geschlechte gehören, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß sie einen großen Eindruck auf den ritterlichen Waidmann gemacht habe. Sie lud ihn in die Hütte ein, und die würdige Matrone Gertraud, Emmas Mutter, bewirthete den vornehmen Gast auf einfache aber herzliche Weise, so daß es dem guten Odo gar sehr gefiel. Von jetzt an lag er täglich in dem Walde, welcher das Thal der beiden Frauen umschloß, der Jagd ob, und kein Tag verging, ohne daß er ein paar Stunden in ihrer Hütte zugebracht hätte. Immer heißer wurde seine Liebe zu Emma, welche ihm die Jungfrau beim ersten Anblicke eingeflößt hatte, und als auch sie ihm gestand, daß er längst ihr Herz besitze, so beschloß er, sie heimzuführen als sein Eheweib. Mutter Gertraud segnete das liebende Paar, und schon war der Tag bestimmt, an welchem Odo seine Braut in festlichem Zuge abholen sollte aus ihrem stillen Thale. Aber anders lenkte es das erzgewebte Geschick.

Der böse Eberhard immer darauf bedacht, seinem Bruder zu schaden, ließ jeden Schritt desselben auskundschaften, und auf diesem Wege erfuhr er auch, warum Odo so oft zur stillen Hütte im einsamen Waldthale hingehe. Er umschlich nun

Emmas Wohnung so lange, bis er sie zu Gesichte bekam, und als er aus der Jungfrau himmlischer Schönheit ersehen, wie theuer sie dem verhaßten Bruder seyn müsse, beschloß er mit höllischer Tücke, sie ihm zu entreißen. „Er hat mir ja," so dachte der Bösewicht, „Rache geschworen von wegen des Alten. Ich will ihm nun zuvorkommen, und ihm das Zierpüppchen abführen; das wird ihm schon das Hasenherz brechen, denn die Leute sagen, er liebe die Dirne mehr als sein eigen Leben. Ja, ja, Brüderchen Odo, der Eberhard wird dir eines hinter die Ohren geben, daß du daran denken sollst!"

In einer stürmischen Herbstnacht sprengte Eberhard mit einem Haufen Bewaffneter vor die stille Hütte im Thale, brach hinein, und riß Emma mit roher Gewalt von der Seite der vor Angst beinahe entseelten Mutter. Das erschreckte Mädchen in einen Reitermantel hüllend und vor sich auf den Sattel nehmend, sprengte er mit seinen Gesellen waldeinwärts seiner Burg zu. Die Räuber waren bereits in dem Thale angekommen, welches die Burgen der feindlichen Brüder von einander trennte, als sich ihnen im Dunkel der Nacht ein Haufe Reisiger in den Weg stellte.

Odo nämlich, der glückliche Bräutigam, war in derselben Nacht immer von bösen Träumen gequält worden. Ja es schien ihm sogar, als ob der gemordete Vater bleich und im blutgefärbten Gewande vor sein Lager hintrete und ihm mit trauriger Gebärde zuwinke. Es litt ihn nicht mehr im Gemache. Eine unbekannte, ängstliche Ahnung flüsterte ihm zu,

es drohe seinem Liebsten auf der Welt, seiner holden Braut, eine Gefahr. Dieses unbestimmte Vorgefühl trieb ihn, sich und seine Leute zu bewaffnen und nach Emmas Wohnung zu eilen. Am Fuße des Schloßberges angekommen erblickte er die Burg des Bruders vor sich, wie die ganze Gegend, in schwarze Finsterniß gehüllt. Plötzlich kam ihnen auf ihrem dunkeln Pfade ein Reitertrupp entgegengesprengt, der sie alsbald mit lautem Geschrei angriff. Odos Leute stutzten anfangs ob dem unerwarteten Kampfe, allein ihres Führers Beispiel fachte ihren Muth an, und sie setzten sich den Feinden tapfer entgegen. Das Dunkel hüllte die Kämpfenden ein, und so geschah es, daß keiner der Brüder wußte, gegen wen er eigentlich fechte. Sobald der Kampf begonnen, vergaß Eberhard gänzlich, daß er die zarte, geknebelte Emma vor sich auf dem Sattel habe, und sprengte tobend auf die Feinde ein. Ein auf den Vatermörder gerichteter feindlicher Lanzenstoß traf — o entsetzlich Geschick! — die reine, bräutliche Blume. Das schuldlose Blut netzte den entsetzlichen Räuber und von augenblicklichem Entsetzen durchschüttelt, ließ er das liebliche Opfer vom Pferde auf den Boden niederfallen, wo Emma bald unter den Hufen der Kämpfenden den Geist aufgab. Eberhard aber gewiß, seine gräßliche Absicht erreicht zu haben, wandte sich und sprengte mit den Seinen davon. Auch Odo kehrte, als kein Gegner mehr vorhanden war, auf seine Burg zurück.

Am folgenden Morgen sandte Odo Leute auf den

Kampfplatz, um wo möglich, vermittelst des Aussehens gefallener Gegner zu erfahren, wer die Feinde gewesen seyen. Er selbst trat, zur Jagd gerüstet, auf die Burgzinne und schaute in das Thälchen hinab. Da kommen seine Leute zurück, tragend die zerschmetterte Leiche seiner Braut. Ein unnennbares Weh durchzuckt den Unglücklichen, als man den Leichnam vor ihn niederlegt. Erstarrt lehnt er sich an die Mauer. Da weckt ihn aus seiner Betäubung ein lautes Hohngelächter. Er fährt empor und siehe, auf der gegenüberliegenden Stammburg steht sein Bruder Eberhard auf der Zinne, zu ihm herüberschauend und ein donnerndes Hohngelächter aufschlagend. Ein Blick auf das engelreine Schlachtopfer, ein zweiter auf den teuflischen Hohnlacher enthüllt dem armen Odo das schaudervolle Ereigniß. Die Manen seines Vaters, seiner Braut scheinen ihm, rachefordernd, vor den Augen zu stehen. Rache glüht in seinen Blicken, Rache tobt, wie ein Feuerstrom durch seine Adern. Er erhebt den Bogen und legt auf den fürchterlichen Bruder an. Aber schneller, als der Blitz hat auch schon Eberhard die Armbrust erhoben und seinen Bruder zum Ziele ausersehen. Die Sehnen schwirren und beide Brüder sinken, getroffen von den Todesboten, die sie einander zugesandt, todt zu Boden. — Niemand wollte mehr in den Burgen hausen, auf welchen der Fluch Gottes ruhte. So zerfielen sie, und es geht im Volke die Sage, daß jede Nacht die Geister der Gemordeten durch die Ruinen irren, tiefe, herzzerreißende Klagen ausstoßend. — Also der junge Schäfer.

Die silberne Glocke.

Die silberne Glocke.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tont die Glocke
Grabgesang.

Schiller.

Auf einer Reise durch die südlichen Gegenden von Deutschland nahte ich mich einst an einem schönen Sommerabende den Thoren einer Stadt in Schwaben. Die Sonne begann hinabzusinken und rings breitete sich eine feierliche Stille über die abendliche Landschaft, welche nur durch die abgemessenen Töne einer einzelnen Glocke aus der nahen Stadt unterbrochen wurde. Niemals noch hatte ich einen so hellen, reinen Glockenton gehört und unwillkührlich fühlte ich mich gestimmt zur Wehmuth und Andacht.

So betrat ich die Stadt. Die Glocke goß noch immer ihre Silbertöne über die dämmernde Luft aus, und in der Herberge, wo ich einige ehrsame Bürger der Stadt hinter ihren Kannen sitzend antraf, angelangt, konnte ich, nachdem die gewöhnlichen Fragen über „Woher" und „Wohin?" beantwortet waren, nicht umhin, mich bei einem alten Manne, der meinen Gruß freundlich erwiedert hatte, genauer

durch der Glocke zu erkundigen, welche so sehr meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Der Alte war bereit, meiner Neugierde Genüge zu leisten, legte die Pfeife bei Seite, stärkte sich durch einen guten Trunk aus seinem Deckelkrüglein und begann also zu erzählen:

Vor ungefähr hundert Jahren lebte in dieser Stadt ein Glockengießer. Er war ein ehrenwerther, geschickter Meister, und weithin wurden seine Glocken als die bestgerathenen gepriesen. Rudolf, Meister Gottlobs einziger Sohn, blühte unter des Vaters sorgsamer Pflege frisch und kräftig heran, und die väterliche Sorgfalt ließ ihn vergessen, daß er frühe die Mutter verloren. Er erlernte das Gewerbe seines Vaters, und als Gottlob die erste Glocke, welche sein Sohn allein gegossen, wohlgerathen vor sich stehen sah, lächelte er vergnügt und freute sich, daß die Lehren, welche er seinem Sohn gegeben, so guten Anklang gefunden hatten.

Damals bestand noch der Brauch, daß jeder Handwerker eine bestimmte Zeit in der Fremde zubringe, um sich zu vervollkommnen in seinem Gewerbe, ehe er sich als Meister in seiner Vaterstadt niederließe. Auch Rudolf hatte jetzt das Alter erreicht, in welchem die jungen Bursche die Wanderschaft gewöhnlich antraten. Seit einiger Zeit aber war er stiller, wie sonst, und entzog sich dem frohen Zusammenleben seiner Freunde. Diese wunderten sich sehr darüber; denn sie hatten Rudolfen stets als einen frohen Jüngling gekannt, der, zwar nie

die Schranken der Sittlichkeit überschreitend, Theil genommen an jugendlichen Freuden und Vergnügungen. Hätten die Freunde gewußt, wie Rudolf gerade in dieser Zeit so glücklich war, sie hätten ihm wohl sein stilles Glück beneidet.

Des Nachbars blühende Tochter, Elsbeth, hatte einen tiefen Eindruck auf das Herz des neunzehnjährigen Jünglings gemacht. Er kam öfters in des Nachbars Haus hinüber, und erwies dem geliebten Mädchen alle die kleinen Dienste, durch welche die erste Liebe sich gewöhnlich dem geliebten Gegenstande so innig zu erkennen gibt. Er suchte und fand Elsbeths Gegenliebe. Wie schnelle entschwand den Glücklichen nun ein halbes Jahr im Hochgenusse reiner Liebe. Aber es kam der Tag, an welchem Rudolfs Abreise festgesetzt war, immer näher, und im Schmerze der bevorstehenden Trennung von der Geliebten entdeckte er sich seinem Vater.

Elsbeth war, als ein gesittet und verständig gutes Mädchen in der ganzen Stadt beliebt, und Rudolf hatte die Freude, den Bund von seinem Vater und Elsbeths Eltern gesegnet zu sehen. Die Liebenden verlobten sich, und der Jüngling sollte nach vollbrachten Wanderjahren seine Braut heimführen als sein Eheweib.

Jetzt begann Rudolf seine Wanderschaft. Sein Vater entließ ihn, mit Allem, was er brauchte, wohl ausgerüstet, zwar mit traurigem Herzen; doch in der freudigen Hoffnung, ihn nach einigen Jahren wieder froh und unverdorben heimkehren zu sehen,

zu welcher Hoffnung ihn seines Sohnes edles Gemüth, und dessen Liebe zur Tugend berechtigte.

Von einem Vierteljahre zum andern erhielten Rudolfs Vater und Braut von dem Wanderer Briefe, in denen er besonders die Länder und Städte beschrieb, durch welche ihn sein Weg führte, oder in denen er arbeitete. Den alten Gottlob freute es besonders, wenn Rudolf in seinen Briefen hie und da von einer großen Glocke sprach, bei deren Guß er beschäftigt gewesen; oder wenn er von einem berühmten Glockenmeister schrieb, welcher ihn gut aufgenommen, und ihm dieses oder jenes Geheimniß vortheilhaft beim Glockenguß anzuwenden, gelehrt habe. Elsbeth aber ergötzte sich an den Beschreibungen von schönen Kirchen, fremden Trachten und sofort, was Mädchen gewöhnlich zu freuen pflegt, und freute sich still, aber innig, als Rudolf nach Verfluß von drei Jahren schrieb, er werde in wenigen Monaten heimkehren. Wie sehnlich erwartete sie ihn, und ach, sie sollte ihn nimmer sehen!

Eine schreckliche Seuche brach plötzlich über unsere Stadt herein, und unter der großen Zahl der Opfer ihrer Wuth befanden sich auch Rudolfs Vater, Rudolfs Braut. Drei Tage vor seiner Rückkehr wurden sie begraben.

Den Schmerz des rückkehrenden Sohnes und Bräutigams vermag ich nicht zu schildern. Für Nichts Sinn habend, als für die Verlorenen, saß er Tage lang in dumpfer Fühllosigkeit auf den Gräbern seiner Lieben; Alles um sich her unbeachtet lassend,

und nur zuweilen die Namen der Geſtorbenen leiſe vor ſich hin murmelnd. Kaum daß ſeiner Freunde ernſtliches Zureden ihn vermochte, nothdürftige Nahrung zu ſich zu nehmen. So gingen drei Wochen hin. Jetzt richtete ſich Rudolf auf aus ſeiner ſtarren Trauer. Er hatte ſich in der Fremde eine anſehnliche Summe Geld erſpart, und nun machte er auch das väterliche Erbe zu Geld. Er hatte eine Unterredung mit dem regierenden Bürgermeiſter und bald verbreitete ſich in der Stadt das Gerücht: Rudolf wolle aus ſeinem Gelde eine ſilberne Glocke gießen, welche in dem Hauptthurm aufgehängt, fortan der Stadt verbleiben ſollte. Die Glocke ſollte den Namen der frühe geſtorbenen Elsbeth tragen, und das Andenken des unglücklichen Brautpaares immer in der Stadt aufrecht erhalten.

Wirklich ſetzte der arme Jüngling dieſes Vorhaben ins Werk, und der Guß gelang, von ihm geleitet, vollkommen. Feingeprägte Wappenſchilde und ſinnreiche Sprüche, die alle auf das Unglück des jungen Meiſters ſich bezogen, prangten am Rand der Glocke, und als ihre reinen, [illegible] traurigen Töne zum erſtenmale vom Thurme klangen, lobten Alle den braven, uneigennützigen Gießer, und manches Auge wurde naß ob des guten Jünglings böſem Geſchicke. Der Magiſtrat verordnete nun, auf Rudolfs Anſuchen, die ſilberne Glocke ſolle nur dann geläutet werden, wenn ein Jüngling, eine Jungfrau zu Grabe getragen würde.

Drauf packte Rudolf ſeine Reiſetaſche, und

wanderte wieder hinaus in die Welt. Noch kein Jahr war aber vergangen, als man ihn eines Morgens todt auf dem Grabe seiner Braut fand. Ein heiteres Lächeln verklärte im Tode sein, von Gram gebleichtes Antlitz, und schien zu sagen: Nun ist mir wohl! Er wurde an Elsbeths Seite bestattet, und war der erste Jüngling, dem die silberne Glocke zu Grabe läutete.

So erzählte mir der alte Mann; und als ich am andern Morgen meine Reise fortsetzte und der Weg mich am Friedhofe der Stadt vorbeiführte, konnte ich dem Verlangen, die Gräber des unglücklichen Brautpaares zu besuchen, nicht widerstehen. Ich fand bald die einfache Gruft, welche von Rosen und Lilien umblüht sich unter schattenden Trauerweiden erhebt, und weihte dem Andenken der Liebenden eine stille Thräne. Dann pflückte ich einen Blumenstrauß, und bekränzte ihr friedliches Mal.

Das Raubschloss.

Das Raubschloss.

Es ist ein ewig heiliges Gesetz.
Daß in der Tugend Lohn des Lasters Strafe liegt.
Spruch.

1.

Dort, wo die schwäbische Alb in mehreren hohen Vorbergen endet, wo der Hohenstauffen als ein riesiges Denkmal längst vergangener Zeiten sich erhebt, in der Nähe Hohenrechbergs, dessen Kapelle weit hinabschaut ins Schwabenland; dort ragt ein steiler Felsen in die Luft empor. In der Gegend umher nennt man diesen Felsen den Rosenstein, und die Landleute erzählen sich in den langen Winterabenden manche schauerliche Kunde von der festen Räuberburg, die einst der Gipfel des Felsens trug, und von dem wüsten Treiben ihrer Bewohner. Eine solche Sage ist es, die ich in den folgenden Blättern erzählen will, und die sich in der wirren Zeit des großen Zwischenreiches zugetragen haben soll.

Hug vom Rosenstein hatte die feste Burg, viele erbeuteten Schätze und einen Haufen wilder Gesellen von seinem Vater ererbt. Wo möglich war Hug noch roher und raubsüchtiger als seine Vor-

fahren, und weithin ward er gefürchtet und gehaßt. Der Wanderer vermied die freundlichen Gegenden des Remsthales, und nur selten und mit starker Bedeckung wagte es ein Kaufzug, die benachbarten Gaue zu durchreisen. Nichts war sicher vor Hugs Tücke, Nichts war dem Räuber heilig. In jenen Zeiten der allgemeinen Verwirrung im Reiche wurde es Hug leicht, seine Frevel zu verüben, und nur die benachbarten Ritter von Hohenrechberg und von der Lauterburg wehrten noch des Räubers Wüthen. Deßwegen aber hatte er und seine Genossen dieser beiden Familien Verderben geschworen.

2.

Es war an einem freundlichen Sommertage, zwei Jahre nach dem Tode Konradins, der, ein Opfer bösen Geschickes und tückischer Menschen, sein Leben auf der Blutbühne geendet, als auf dem geräumigen Burgplatz zu Hohenrechberg vier Männer um einen Tisch saßen, auf dem Deckelkrüge und Becher standen, und der von einer mächtigen Linde angenehm beschattet wurde. Der Aelteste der vier Männer war Albrecht, Graf von Rechberg. Seine Silberlocken mischten sich mit seinem grauen Barte; doch sein Angesicht war noch voll und frisch, und seine aufrechte Stellung zeigte, daß dem Greise die rüstige Manneskraft geblieben sey. Ihm zur Seite saßen seine beiden Söhne Friedrich und Ekbert, kräftige Jünglinge, auf denen hin und

wieder des Vaters Auge wohlgefällig ruhte. Der Vierte war ein junger Mann, ſtattlich und männlich ſchön; es war Heinrich von der Lauterburg, der herübergeritten war, um ſeine Waffenbrüder zu beſuchen, mehr aber noch in der Abſicht, die ſchöne Gertrud, Albrechts einzige Tochter, die dem jungen Ritter mit inniger Liebe zugethan war, zu ſehen.

Die Männer unterhielten ſich vorzüglich über das Schreckliche der gegenwärtigen Zeit, und bald lenkte ſich das Geſpräch auf Hug vom Roſenſtein.

„Es iſt eine Schande, nahm Albrecht das Wort, es iſt eine Schande für jeden braven Rittersmann, daß dieſer Räuber ſo ungeſtraft und frech wüthet im Schwabenland; aber wahr iſt es, ſeit dem Morde Konradins, Gott habe ihn ſelig, iſt das Glück gewichen aus unſern Gauen.“

„Auf mich, ſprach Heinrich, ſcheint es Hug ſeit einiger Zeit beſonders abgeſehen zu haben. Ich war genöthigt, mehr Knechte in die Burg zu nehmen, um meine Unterſaßen nur einigermaßen zu ſchützen vor ſeiner Raubſucht.“

„Ja, ja, lachte Ekbert, der Roſenſteiner hat es noch nicht vergeſſen, wie du ihn von der Mähre warfeſt auf dem Waffengang zu Hohenſtauffen, den Konradin gab vor ſeinem Zuge nach Italien.“

„Dächten Alle, wie wir, meinte Albrecht, wäre der Räuber längſt gezüchtigt, aber es iſt keine Einheit mehr unter der Ritterſchaft. Meine Boten, die ich ausſandte, um die Nachbarn zu einem Zuge gegen Hug zu mahnen, kamen meiſtens unverrichteter

Sache zurück, und unserer allein spottet er auf seinem Felsen.“

Noch sprachen so die Männer, da sprengte der alte Burgvogt Berthold über die Zugbrücke athemlos in den Hof, und sank, aus vielen Wunden blutend, mit dem Rufe: „O Herr, — Eure Tochter, — der Räuber!“ vom Rosse.

„Heiliger Gott!“ riefen aufspringend die Männer aus einem Munde. Heinrich aber warf in wilder Hast den Helm aufs Haupt, und rief seinem herzugelaufenen Knappen zu, die Rosse vorzuführen.

Der alte Ritter war unterdessen zu Berthold geeilt, hatte ihn aufgerichtet, und bat mit zitternder Stimme um nähere Erklärung.

Von schwerem Athemholen oft unterbrochen, berichtete der Burgvogt: „Wir geleiteten Fräulein Gertrud von ihrer Betfahrt heim, und waren schon im Angesichte der Burg, da wurden wir drunten im Forste von Hug mit vielen Reisigen plötzlich überfallen. Wir stellten uns vor das Fräulein, fassten die Speere und rannten ein auf die Räuber. Aber während wir kämpften, hatten einige der Feinde die Zügel von des Fräuleins Zelter gefaßt und rissen sie mit sich fort. Zugleich sanken die vier Knechte todt oder tödtlich verwundet zu Boden, ich selbst konnte mich kaum noch im Sattel halten, und da ich sah, daß ich das Fräulein nicht mehr retten könne, sammelte ich meine Kräfte, spornte den Gaul und jagte davon, um Euch wenigstens die Kunde

von dem Unglücke zu bringen. Die Räuber aber nahmen die Richtung ihrem Felsen zu."

So berichtete Berthold. Die jungen Männer hatten indessen die Reisigen versammelt und die Rosse vorführen lassen. Der alte Ritter aber rief Georg seinem Leibknappen zu, er solle ihm die Waffen bringen. Vergebens baten ihn seine Söhne, sie allein ziehen zu lassen und sich nicht anzustrengen durch den nächtlichen Ritt; denn die Sonne war hinabgesunken und das Dunkel begann allmählig die Erde zu bedecken. Albrecht rief ihnen, die Waffen anlegend, zu, indem frischer Muth aus seinen Augen blitzte, ob sie glauben, der Vater werde ruhig zu Hause sitzen, wenn man ihm die Tochter raube?

Alle waren jetzt aufgesessen; die Trompeten schmetterten, und die Ritter sprengten, von ihren Mannen gefolgt, hinaus in die Nacht.

3.

Auf dem Rosenstein war in der auf diesen Tag folgenden Nacht ein lautes, lustiges Treiben. Hug hatte seine schöne Beute, das Fräulein Gertrud, glücklich eingebracht, ohne von den Nachsetzenden erreicht zu werden. Schon lange hatte er auf eine günstige Gelegenheit gelauert, sich an dem Ritter von Hohenrechberg zu rächen, und als ihm seine Späher meldeten, die Tochter seines Feindes habe eine Betfahrt ins Kloster Lorch unternommen, nur von vier Knechten und dem alten Berthold be-

gleitet, so legte er sich in dem sogenannten schwarzen Forst in Hinterhalt, überfiel die Heimkehrenden, und führte Gertrud auf sein Raubnest. Er war noch nicht mit sich einig, was er mit seiner Gefangenin beginnen wollte; aber der Jungfrau engelgleiche Schönheit hatte in des Räubers roher Brust eine wilde Leidenschaft hervorgerufen, die er nun vor Allem befriedigen wollte, um sich desto empfindlicher zu rächen. Deßwegen beschloß er, seine Gefangene mit Freundlichkeit zu behandeln, gab ihr eine Dienerin, ließ sie auf die beste Stube in der Burg bringen, und schmeichelte sich, das edle Fräulein werde sich durch diese Milde bewegen lassen, in seine schändlichen Absichten einzugehen.

Seinen Gesellen zu Gefallen ordnete er in der Nacht ein Gelage an in der großen Halle des Raubschlosses. Oben an dem langen Tische saß er selbst, ein Mann von mittlerer Größe, aber gedrungen, starkem Körperbau. Unter buschigen Brauen hervor funkelten gräulich die kleinen, grauen Augen, das struppige Haar hing ihm verwildert über das Gesicht, das, verzerrt und unstät, des Gemüthes wüsten Zustand verrieth. Zunächst bei Hug war Hanno von Grimbach, ein fränkischer Raubritter, der, aus seiner Heimath flüchtig, bei Hug ein Unterkommen gefunden. Die Tafel hinab saß der Genosse von Hugs Frevel. Der hatte dem Humpen schon fleißig zugesprochen, und begann jetzt, trunkenen Muthes, zu seinen Leuten gewandt:

„Hört, Freunde, der Rechberger wird ein sau-

res Geſicht machen, wenn er erfährt, daß ſein ſittiges, ſinniges Töchterlein auf unſerm Felſen weilt, ha, ha, ha! aber ſchön iſt ſie; und ich muß ſagen, daß der Roſenſtein noch nie eine ſolche Königsroſe trug."

„Aber ſäumen, entgegnete ihm Hanno, wird der ſtolze Graubart nicht, ſein geraubtes Kleinod wieder zu erringen, und der ſchmachtende Lauterburger wird Alles aufbieten, die Braut zu retten. Wer weiß, ob ſie nicht jetzt ſchon gegen uns auf den Beinen ſind?"

„Meinetwegen, lachte Hug, kann das ganze Schwabenland gegen mich ziehen. Iſt nicht aufgezogen meine Zugbrücke und mein Thor verwahrt? Eher wird der Teufel ein Kloſterpfaffe, als der Roſenſtein eingenommen wird. Und da Ihr mir von dem Lauterburger ſchwatzet, ſo ſage ich Euch, Gertrud wird Hugs Weib und keines Andern. Eher laſſe ich ſie über die Zinnen werfen, ehe ich ſie in den Armen des närriſchen Milchbarts ſehen will."

„Oho, erwiederte Hanno, man hat mir erzählt, daß Euch dieſer närriſche Milchbart gar übel zeichnete auf dem Turnier zu —"

„Alle Teufel!" fiel ihm Hug wild ins Wort; wer ſagt noch einmal Etwas davon? Hütet Euch, Hanno, oder ich will Euch walken, daß Ihr in des Teufels Küche zu ſeyn glaubt! He, Knechte, Wein her! Ich trinke aufs Wohl meiner ſchönen Braut, und will ſehen, wer mir den Beſcheid darauf weigert?"

Unter solchen Gesprächen war die Mitternachtsstunde gekommen und die wüsten Zecher mahnten einander mit lallenden Zungen, daß es Zeit sey, das Lager zu suchen. Hug taumelte den Gang zu seiner Schlafkammer entlang, da hörte er am Ende des Ganges Etwas, wie Waffengeklirr. Zornig riß er das Schwert heraus und stürzte mit dem Rufe: Wer ist hier in der Nähe meiner Kammer? auf den unbekannten Gegenstand seines Zornes zu.

Da zuckte plötzlich eine falbe Flamme durch den Gang, welche Hug in röthlichem Lichtschein einen Mann gewahren ließ, der in eine schwarze Rüstung gehüllt war, und dessen Gesicht und Hände Blutflecken trugen. Betäubt starrte Hug die Erscheinung an. Diese aber erhob den blutigen Zeigefinger drohend gegen ihn, und rauschte mit den Worten: Hug, Hug, die Strafe jenseits ist ewig! an ihm vorüber.

4.

Die Sage verlegt nun die Scene der Begebenheiten ins Kloster Lorch, dessen Ueberreste vielen meiner Leser bekannt seyn werden. Zu der Zeit unserer Erzählung gehörte Lorch zu den reichsten und angesehensten Klöstern in Schwaben und Franken. Die Klostergebäude waren mit einer Ringmauer umgeben, die von einem Graben umschlossen und mit einer Zugbrücke versehen, stark genug war, einen etwaigen Angriff abzuhalten, wozu des Klosters

Schätze Leute, wie Hug vom Rosenstein, wohl verleiten konnten.

Der gute Abt Eustach ging mit so schnellen Schritten, als es seine etwas ansehnliche Korpulenz gestattete, in seiner reich verzierten Zelle auf und ab, und hielt ein sehr ernstes Selbstgespräch, welches durch die Kunde von dem Raube der Tochter des Grafen von Rechberg veranlaßt wurde, und von dem uns die Sage Einiges aufbehalten hat.

„Ja, ja, murmelte er, die Flasche niedersetzend, aus der er eine kleine Stärkung zu sich genommen, so geht es, wenn kein Kaiser ist und Jeder handelt und wandelt in deutschen Landen, wie es ihm gefällt. Jeder dünkt sich der Höchste, bis er des Nachbars Stärke unterliegt; hm, hm, ja freilich; — der Nierensteiner ist doch ein edler Trank, ich bin gewiß dem Bruder Kellermeister Dank schuldig, daß er mir ein Faß voll davon verschafft, — Kirchen und Klöster werden nicht bedacht. Diese wilden Ritter achten die Geistlichkeit nicht mehr, und wo einmal dieses geschieht, darf man nicht nach der Ursache des allgemeinen Verderbens fragen. — Ein herrlicher Wein! Er ist fürwahr ganz geeignet, einen Magen, wie den unsern, der durch strenges Fasten oft allzu sehr geschwächt ist, wieder herzustellen und in die gehörige Ordnung zu bringen. — Da waren unsere hohen Stifter und Beschützer, beati sint, andere Männer. Wenn sie auch mit dem heiligen Vater bisweilen in Händel geriethen, so schützten und ehrten sie doch die Geistlichkeit in ihren Landen. Und nun gar

vollends diese bitterböse Geschichte mit dem Rosensteiner und dem Rechberger. Gib Acht, Eustachius, das wird einen Tumult geben! doch: pax mecum, ich will Nichts davon, wenn sie nur mich und unser heiliges Kloster verschonen."

Der Monolog des ehrenwerthen Abtes ward hier durch den Eintritt seines Vertrauten, des Bruder Kellermeisters, unterbrochen, der dem Abt meldete, daß vor dem Klosterthore Albrecht von Rechberg und sein Sohn Friedrich hielten, und den hochwürdigen Abt zu sprechen wünschten.

Vae mihi, rief Eustachius, hab' ichs nicht immer gefürchtet, Bruder Bonifaz, daß sie auch mich hineinbringen werden in die Geschichte. Heiliger Eustachius, stehe mir bei! — Räume die Flasche weg, Bonifaz. — Ich sehe schon das Kloster brennen, den Rosensteiner die heiligen Gefäße rauben, unsern Orden vertilgt, o vae mihi!

„Nun so arg ist es noch nicht, tröstete Bonifaz; gesetzt auch, der tolle Räuber oder sonst Jemand wollte uns angreifen, so haben wir ja noch Mauern und Wälle und bewaffnete Knechte. Auch habe ich in meiner Jugend selbst die Lanze gehandhabt und den Bogen gespannt, so daß ich im Nothfalle wohl aus der Kutte heraus und in den Panzer hineinschlupfen könnte. Aber noch ist ja kein Schatten von Gefahr da, und ich weiß nicht, warum Ihr Euch so ängstiget."

„Ja tröste mich immerhin, erwiederte kleinmüthig der Abt; denn ich bedarf wahrlich des Trostes; ich armer, geschlagener Mann. Doch führe die

Gäste zu mir. Wenigstens ist Graf Albrecht ein allgemein geachteter und geliebter Mann. Laß sie kommen."

Bruder Bonifaz verließ das Gemach, und kehrte bald mit den beiden Rechbergern zurück.

Der Abt hieß sie mit einem freundlichen: pax vobiscum willkommen, und befahl dem Kellermeister, Erfrischungen für die werthen Gäste herbeizuschaffen.

„Ich habe Euch stets als einen Freund meines Hauses erfunden, Herr Abt," eröffnete der alte Ritter das Gespräch, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, „und im Vertrauen auf Eure Freundschaft hoffe ich einige Hülfe von Euch in einer wichtigen und traurigen Angelegenheit. Ihr wißt vielleicht" —

„Ich weiß das Unglück, welches Euch betroffen, edler Herr, und brauche Euch mein Beileid nicht erst zu bezeugen, um Euch zu zeigen, wie sehr es auch mich schmerzt, Eure gute Tochter in den Händen des Räubers zu wissen; denn wahrlich ich liebe, wie ein zweiter Vater das fromme, sittigliche Fräulein."

„Wohl war sie fromm und kindlich gut, sprach Albrecht, und meines Alters Trost. Zwei Söhne sind mit meinem Herzoge gezogen nach Italien. Einer fiel in der Unglücksschlacht, und der Andere begleitete Konradin auf die Blutbühne, und ich habe nicht geweint, als mir die Kunde kam von ihrem Tode; denn sie starben in ihrer Pflicht. Aber sollte ich meine arme Tochter nicht retten aus des

Räubers Hand, so würde mein Herz brechen in tiefem unſäglichem Schmerz."

„Tröſtet Euch," erwiederte der Abt gutmüthig und mit Salbung, „Deus piorum tutela. Gott ſchützt die Schuldloſen, und wird Eure Tochter gewißlich nicht verlaſſen."

„Ja, wenn ich mich daran nicht hielte, entgegnete der alte Ritter, dann ſtände es ſchlecht mit mir; denn ich muß geſtehen, daß ich daran verzweifle, den Roſenſtein mit Gewalt zu nehmen."

„Vater, ſprach hier der junge Ritter raſch, Ihr vergeßt, daß Ihr noch Söhne habt, die, obgleich jung, dennoch ſchon Proben von Muth und Entſchloſſenheit gegeben. Ihr vergeßt, daß Heinrich von der Lauterburg, mein Bruder Eckbert und ich geſchworen, unſer Haupt nicht eher ruhig zu legen, bis wir den Räuber gezüchtigt, und dem Vater die Tochter gerettet."

Während der Jüngling ſo ſprach, hatte ſich ſein Angeſicht vor Unmuth geröthet, und ſein Vater, dieſes gewahrend, drückte ihm leiſe die Hand und ſprach beſänftigend:

„Nein, mein Sohn, ich habe das Alles nicht vergeſſen, und vertraue auf Euch. Aber wahr iſt es, den Roſenſtein mit Gewalt zu nehmen, iſt faſt unmöglich."

„Und habt Ihr, werther Freund, fragte der Abt, noch Nichts gethan, um das Fräulein zu befreien?"

„Ich habe Alles gethan, war Albrechts Antwort, was in meinen Kräften ſteht. Ich habe die

Ritter in der Umgegend aufgeboten, und wir zogen mit einem ſtarken Heerhaufen vor das Raubſchloß, und forderten Hug auf, ſeine Beute herauszugeben; allein es ward uns nur eine höhniſche Antwort. Heinrich von der Lauterburg, mein Ekbert und viele Edeln halten mit ihren Mannen den Felſen umſchloſſen; aber wenn Gott den Feind nicht in unſere Hände gibt, oder Hungersnoth entſteht auf dem Roſenſtein, ſo werden wir wenig ausrichten. Der wackere Heinrich wagte es geſtern Nachts, allein am Felſen emporzuklimmen mit der äußerſten Gefahr; aber die Wache oben bemerkte ihn, es wurden Steine auf ihn niedergeſchleudert, und ſeine Rettung iſt faſt als ein Wunder zu betrachten. Sechs Edle haben den Räuber gefordert zum Zweikampf, er aber ließ ihnen ſagen: ſie möchten auf den Felſen kommen, dann wolle er mit ihnen kämpfen. — „Doch," unterbrach ſich jetzt der alte Ritter ſelbſt, „ich vergeſſe die eigentliche Urſache unſeres Beſuches. Ich wollte Euch nämlich bitten, hochwürdiger Herr, den Bann der Kirche auszuſprechen über Hug vom Roſenſtein. Euer Kloſter iſt weitum im Lande geachtet, und wenn das Volk erfährt, daß der Raubritter ausgeſtoßen iſt aus der Gemeinſchaft der Glaubigen, dürfte mancher Arm ſich erheben gegen ihn; ja, wer weiß, ob nicht einige ſeiner eigenen Diener durch den Bannfluch wankend gemacht würden, was dann vorzüglich unſere Abſichten fördern würde."

Die Bitte, welche der letztere Theil von des

alten Ritters Rede enthielt, brachte bei dem guten Abt ungefähr die Wirkung hervor, welche heut zu Tage eine Elektrisirmaschine hervorbringt, wenn sie sich an den Gliedern eines Uneingeweihten entladet. Eustach mengte, als er sich vom ersten Schrecken erholt, eine Menge lateinischer und deutscher Brocken untereinander, um dem Ritter zu beweisen, daß er in sein Begehren nicht willigen könne. „Der Räuber würde sich für solche Beleidigung rächen mit Feuer und Schwert, und unsere fromme Brüderschaft vertilgen, „schloß er seine, von Angstseufzern begleitete Rede, „und vor Allen den Abt Eustach gar übel zeichnen.“

Nur mit vieler Mühe gelang es dem alten Ritter, seines furchtsamen Freundes Besorgnisse zu beschwichtigen, und ihn zu dem Versprechen zu bringen, am morgigen Tage, als am Sonntage, wo viel Volk aus der Umgegend in der Klosterkirche versammelt wäre, den Bannfluch über Hug vom Rosenstein zu verkunden.

Der gutmüthige Abt nöthigte dann seine Gäste, einige Erfrischungen einzunehmen, und als sie bald darauf das Kloster verließen, athmete er tief auf, nahm einen tüchtigen Schluck aus dem großen silbernen Humpen, rieb sich die Stirne, wie ein Mann, der fühlt, daß er einen großen Entschluß gefaßt, und rief dem eintretenden Bruder Bonifaz zu: „Ich habe Etwas so Wichtiges und Großes beschlossen, wie noch kein Abt vom Kloster Lorch.“

5.

Wenden wir unſern Blick wieder nach dem Raubſchloſſe zurück und der Leſer möge uns in das Zimmer folgen, welches Hug ſeiner ſchönen Gefangenin angewieſen; denn es iſt Zeit, mit Gertrud genauer bekannt zu werden. Ohne nach dem Muſter eines gewiſſen Schriftſtellers eine Seitenlange Beſchreibung von den Reizen des Fräuleins zu machen, möge es genügen, wenn wir ſagen, Gertrud war ſchön und lieblich. Die Sage berichtet, man habe ſie die Blume des Schwabenlandes genannt, ihrer Schönheit und Tugend wegen.

Als Hug ſeine Gefangene nach ſeinem Felſen ſchleppte, hatte der Schrecken ihr das Bewußtſeyn geraubt, und erſt am andern Tage erwachte ſie aus ihrer Ohnmacht. Als ſie nun die Augen aufſchlug, ſah ſie ſich in geräumigem Zimmer, auf reinlichem Lager und an ihrer Seite eine Matrone, welche ſie freundlich anblickte und ihr Erwachen bemerkend freudig ausrief: „Gott ſey Dank, edles Fräulein, daß ich Euch wieder lebend ſehe. Ich fing wahrlich ſchon an, das Schlimmſte zu befürchten.“

„Aber wo bin ich denn,“ ſagte Gertrud, vom Lager aufſtehend und verwundert um ſich blickend, „dieſes Gemach iſt mir ganz fremde und auch Euch, gute Frau, kenne ich nicht.“

„Wollte Gott, erwiederte die alte Anna, Ihr dürftet nie erfahren, wo und in weſſen Gewalt Ihr Euch befindet. Aber ich kann es Euch nicht verhehlen, und da der Ruf Euch fromm und gottergeben

nennt, so hoffe ich, Ihr werdet es tragen können, daß Ihr Euch in den Händen des großen Böſewichts, daß Ihr auf dem Roſenſtein Euch befindet."

Wie ein Blitzſtrahl trafen dieſe Worte Gertruds Ohr, und ohne die Hülfe Annas wäre ſie wohl in ihren früheren bewußtloſen Zuſtand zurückgefallen.

„Heiliger Gott! rief mitleidig die alte Frau; edles Fräulein, noch iſt nicht Alles verloren, wenn Ihr der alten Anna vertrauen wollt!"

Als ſich das arme Mädchen wieder einigermaßen vom fürchterlichen Schrecken erholt, ſprach ſie, indem allmählig die Erinnerung ihr zurückkehrte: „Ja jetzt erinnere ich mich, daß uns Hug im ſchwarzen Forſte überfiel, und daß er mich fortſchleppte. Ich hielt es für einen ſchreckenden Traum, und nun muß ich leider glauben, daß es die traurigſte Wahrheit iſt. Aber, fuhr ſie fort, hat mein Vater, mein guter Vater noch Nichts gethan, um mich zu retten, und Heinrich —?"

Hier hielt Gertrud plötzlich inne, und eine hohe Röthe verbreitete ſich über ihr liebliches Geſicht.

„Ihr dürft Euch nicht ſchämen der Liebe des wackern Ritters von der Lauterburg," ſagte lächelnd die alte Frau, „er iſt ein braver junger Mann und weitum als ſolcher geachtet. Doch Ihr fragtet, ob Euer Vater noch Nichts gethan, Euch zu retten? Wohl hat er alles Mögliche gethan. Er ſetzte dem Räuber noch in der Nacht nach, und wenn Ihr hier in die Ebene hinabſchauen wollt, werdet Ihr gewahren,

wie die Euern und noch viele Edle ſich lagern um den Felſen. Aber leider muß ich Euch ſagen, daß ſie den Roſenſtein wohl nimmer erſteigen werden mit offener Gewalt, denn"

„Ach raubt mir doch nicht alle Hoffnung, unterbrach ſie das Fräulein, „wer ſollte mich retten, wenn nicht die Meinen?"

„Ich habe Euch ſchon geſagt, es ſey noch nicht Alles verloren, wenn Ihr der alten Anna vertrauen wollt. Um Euch aber davon zu überzeugen, müßt Ihr mir geſtatten, Euch eine kurze, aber ſchreckliche Geſchichte zu erzählen."

„O erzählt!" bat Gertrud geſpannt.

„Vor ungefähr zehn Jahren ſtand drunten im Thale eine freundliche Hütte, welche von armen, aber redlichen Eheleuten und ihrer einzigen Tochter bewohnt wurde. Sie lebten ſchlicht und recht, und nährten ſich ehrlich von ihrer Hände Arbeit. Da ſtarb der alte Ritter hier oben auf dem Felſen, und ſein Sohn Hug, ſchon vorher wild und unbändig, begann nun ſein ſchändliches Weſen zu treiben. Er ſah eines Tages meine arme Tochter, und in der folgenden Nacht wurden wir auf eine ſchreckliche Weiſe aus dem Schlafe geweckt. Hug ſchleppte alle drei auf den Roſenſtein. Ich weiß nicht mehr Alles, wie es geſchah; nur ſo viel, daß meine gute Tochter (ſie war ſchön und fromm, wie Ihr, Fräulein,) lieber ſtarb, als in des Räubers ehrloſes Begehren willigte."

Ein Thränenſtrom unterbrach hier die Rede der

alten Frau, und es bedurfte einiger Zeit, bis ſie ſich ſo weit gefaßt, in ihrer Erzählung fortfahren zu können:

„Ich ſtand an ihrer Leiche, und ſah, wie Mangold, der unglückliche Vater, die Hand erhob gen Himmel und mit einem fürchterlichen Eide ſchwur, die That zu rächen an dem Böſewicht. Dieſer, vielleicht vom erwachten Gewiſſen gepeinigt, behandelte uns gut, behielt uns auf der Burg und mein Mangold iſt nun Thorwart bei der Zugbrücke. Aber noch iſt das Rachegefühl ſtark in ihm und er wird ſeinen Schwur halten.“

Anna hatte ihre kurze Erzählung beendigt, und wandte ſich zu Gertrud mit der Frage: Wollt Ihr mir nun vertrauen, und glaubt Ihr, daß die alte Anna Alles thun wird, Euch zu retten?

Die unglückliche Gertrud antwortete nicht, aber ſie warf ſich laut weinend in die Arme der alten Frau.

6.

Die Sonne war hinabgeſunken und ſchon begann der Mond die Gegend matt zu beleuchten, als Heinrich von der Lauterburg das Lager der verbündeten Edeln verließ, nur von ſeinem Knappen Kunrad begleitet. Liebender Gram hatte in wenigen Tagen des Jünglings heiteres Gemüth betrübt und verſtimmt. Raſtlos, wie er ſeit dem Raube ſeiner Braut es war, verließ er auch jetzt das Lager, ohne

eine bestimmte Absicht. Des treuen Dieners Frage: wohin er wolle? beantwortete er nicht, und schaute nur mit glühenden Blicken nach dem Raubschloß hinauf, welches im Mondlicht glänzte. Plötzlich wandte er sich zu seinem Diener mit der Frage: Ob er es auch für unmöglich halte, den Felsen zu ersteigen?

„Ihr habt es ja selbst schon erfahren, guter Herr," war des Knappen Antwort, „daß es unmöglich ist, wenn man auch Alles wagt, wie Ihr es gethan. Wenn denen auf dem Felsen die Lebensmittel nicht ausgehen, dürfen wir noch lange hier sitzen und richten Nichts aus. Wieder schwieg Heinrich, und schritt eilig in den Wald hinein, der sich am Fuße des Rosensteins hinzog. Als sie eine Strecke durch die Gebüsche gegangen waren, stand Heinrich still und fragte seinen Diener, ob er nicht Etwas höre, wie einen Gesang? Kunrad lauschte und deutlich hörte man durch die nächtliche Stille die melancholischen Töne eines Trauerliedes.

„Das wird der alte Eremit seyn, sagte der Knappe, welcher in des Waldes Mitte haust. Die Leute sagen, er singe alle Nacht ein gar trauriges Lied."

Als sie noch einige Schritte gegangen waren, sahen sie ein Licht durch die Bäume schimmern, und konnten jetzt deutlich hören, wie eine tiefe Stimme folgende Strophen sang und sie mit den schwermüthigen Akkorden einer Harfe begleitete:

Es reitet ein Ritter zur Pforte hinein,
Da wollt' er wohl freien ein Mägdlein fein:
Doch ach, die herrliche Magdelein,
Sie lag vor ihm da im Todtenschrein.

Sie war so lieblich, so fromm und gut,
Dem Ritter erstarrt in den Adern das Blut.
Er steiget zu Rosse nie wieder,
Nie deckt mehr die Rüstung seine Glieder.

Nicht ruft die Trommet ihn zu Schwert und Schild,
Zu muthigem Angriff im Schlachtengefild,
Eine Hütte im wilden Forst er sich baut,
Lebt nur dem Gedächtniß der verlorenen Braut.

In stiller Nacht auf 'nem glänzenden Stern,
Da weilet des Trauernden Auge so gern.
Dort hoffet die Braut er zu sehen,
Wird einst aus dem Leben er gehen.

Allmählig verklangen die Töne im leisen Wehen der Nacht. Heinrich ging auf das Licht zu, und stand bald vor der Hütte des Eremiten.

„Warte hier meiner," sprach er zu seinem Knappen, „ich möchte gern den trauernden Sänger kennen lernen."

Die Thüre der Hütte war bloß angelehnt, so daß Heinrich ohne Geräusch eintreten konnte. Das Haupt des alten Klausners war auf das Instrument gesunken, daß er den Eingetretenen nicht sogleich gewahrte.

„Verzeihet, wenn ich Euch störe, ehrwürdiger Vater," redete ihn Heinrich an, indem er ihm näher trat, „Euer Lied lockte mich an, und das Licht zeigte mir die Wohnung des Sängers.

Der Greis richtete sich bei diesen Worten auf, und der junge Ritter sah ein edles, würdiges Antlitz, auf dem, wie es ihm däuchte, jahrelanger Gram

mit den Beschwerden des Alters verbunden, tiefe Furchen gezogen.

„Wenn ich nicht irre," sprach der Alte, sein Instrument bei Seite stellend und aufstehend, „so seyd Ihr Heinrich von der Lauterburg."

„Ihr habt es errathen, guter Vater."

„Nun dann seyd mir herzlich willkommen! Solltet Ihr vielleicht schon wissen, daß ich Euch erfreuliche Nachricht geben kann von —"

„Von wem?" fiel Heinrich rasch ein.

„Nun von Gertrud, dem Fräulein von Rechberg.

„O redet, guter Vater!"

„Seyd getrost," sagte der Alte, „ich will kurz seyn und Eure liebende Ungeduld so schnell als möglich befriedigen. Heute Morgen kam der alte Mangold, der droben auf dem Rosenstein Thorwart ist, zu mir. Dieser Mangold ist ein rechtlicher Mann und hegt ein glühend Rachgefühl gegen Hug, der ihm einst die einzige Tochter mordete. In kommender Nacht werdet Ihr die Zugbrücke niedergelassen, das Thor offen und den alten Mangold Eurer harrend finden. Unter seiner Anführung könnt Ihr dann leicht die übrigen Theile der Burg überrumpeln."

Freudig und dankbar nahm Heinrich den Vorschlag an, versprach die Gelegenheit zu nützen und verließ gegen Morgen die Hütte des Klausners. Als er wieder durch den Forst schritt, hörte ihn freilich der Knappe leise vor sich hinmurmeln: „In

jeder andern Sache hätte Heinrich von der Lauter
burg solche verrätherische Hülfe verschmäht; aber
hier? — Sie muß gerettet werden, sey's auf welchem
Wege es wolle.

7.

Der Mangel an Lebensmitteln stieg in dem be
lagerten Raubschlosse zu schrecklicher Noth. Hug
sah, wie auch die wildesten seiner Gesellen die Köpfe
entmuthigt hängen ließen; ja er hörte die Furcht
sameren davon sprechen, man solle sich ergeben, und
die Gnade der Sieger anflehen. Dazu hatte beson
ders das unter den rohen Räubern umherlaufende
Gerücht, der alte Burggeist spucke wieder umher
und sey ihrem Herrn blutig und drohend erschienen,
was sicher auf Unglück deute, da er sonst gewöhnlich
in weißem Gewande und mit freundlicher Mien
sich zeige, beigetragen.

Der Raubritter, von rasender Leidenschaft gegen
seine Gefangene entbrannt, wollte eher Alles opfern
als seine schöne Beute fahren lassen. Daher beschloß
er, in kommender Nacht mit einem Theil seiner Leute
einen Ausfall zu wagen, um die Belagerer zurück
zutreiben, und sich Lebensmittel zu verschaffen. Hanno
von Grimmbach sollte zurückbleiben, und das ge
fangene Fräulein auf die Zinnen der Burg führen.
Geschähe es dann, daß Hug unten im Thale fiel,
so sollte Hanno das Fräulein über den Felsen hin
abschleudern, um sie nur todt den Siegern zurück

zugeben. Dieß war der schreckliche Plan des Räubers und er bereitete Alles zur Ausführung desselben vor. —

Mitternacht war vorüber. Aus dem Thore des Raubschlosses brachen die wilden Gesellen und wandten sich rasch hinab gegen das Lager der Verbündeten, das sie *umbemacht überfallen zu können* glaubten. Noch nicht weit waren sie aber vorgedrungen, als sie von einem gutgeordneten Reitertrupp angegriffen wurden. Dieß war ein Theil der Mannschaft, welche zur Ueberrumplung der Veste bestimmt war, und wurde von Heinrich von der Lauterburg geführt. Ein anderer Hause stand näher der Burg zu, unter den Befehlen der jungen Grafen von Hohenrechberg, und hatte jetzt die beste Gelegenheit, in die von Vertheidigern fast ganz entblößte Burg einzudringen.

Der Kampf zwischen Heinrichs und Hugs Leuten war äußerst heftig und hartnäckig. Ein dichter Wald trennte die Streitenden von dem Lager der verbundenen Edeln, so daß das Kampfgetöse dort nicht leicht vernommen werden konnte. Da trafen, als die Schatten der Nacht blasser zu werden begannen, und die erste Morgenhelle leise am Horizonte heraufstauchte, Heinrich und Hug in der Hitze des Streites aufeinander.

„Lange habe ich dich gesucht!“ rief der Jüngling und spornte das Roß gegen seinen Feind, der ihm brüllend entgegnete: „Gut, daß du kommst; ich habe Vieles an dir zu rächen!“

Der Kampf begann. Wüthende Hiebe führten

die Streiter auf einander. Vergebens trachtete Jeder, dem Feinde die Todeswunde beizubringen, immer vereitelte des Gegners Geſchicklichkeit dieſe Abſicht. Beide ermatteten allmählig. Da wandte ſich Heinrichs Blick von ungefähr auf die Zinnen der Raubveſte. Himmel! dort ſtand ſeine Braut, die Arme ausſtreckend, wie um Hülfe flehend. Neben ihr Hugs Freund, der ſchändliche Hanno. Ob dieſem Anblick ſchwollen dem jungen Ritter die Adern. Mit unwiderſtehlicher Kraft drang er auf den wüſten Räuber ein und zerſchmetterten Hauptes ſtürzte dieſer aus dem Sattel. Jubelnd richtete der Sieger die Augen wieder zur Zinne; doch welch' Gräßliches ſollten ſie dort ſchauen. Eben war Hanno im Begriffe, ſeines entſetzlichen Auftrages ſich zu entledigen, als plötzlich ein furchtbares Krachen die Burg erbeben machte, Gertrud von unſichtbaren Händen dem Grauſamen entriſſen, ſtatt des ſchuldloſen Opfers der elende Opferer ſelbſt in die grauſe Tiefe hinabgeſchleudert wurde. Heulend zerſplitterten ſeine Glieder an den Felſen.

Erſchrocken, betäubt wandte ſich Gertrud nach dem unerwarteten Retter um. Ein hoher, in weiße Gewänder gehüllter Greis ſtand vor ihr, nickte ihr freundlich lächelnd zu und verſchwand. Gleich darauf ſtürmten die Sieger auf die Zinne und Gertrud lag in den Armen der Brüder, am Herzen des Geliebten.

8.

Wenige Monden nachher feierte Heinrich und Gertrud ihre Hochzeit auf Hohenrechberg. Der gute Abt Euſtach ſegnete ſie ein, und konnte nicht müde werden, ſich darüber auszulaſſen, welch große Wirkungen ſein Bannfluch gegen Hug hervorgebracht. Um ihn zufrieden zu ſtellen, gab natürlich Jedermann dem ehrenwerthen Abte Beifall, und lobte ihn wegen der treuen Freundſchaft, die er an dem alten Grafen bewieſen. Mit aufrichtigem Danke aber wurde des rettenden Burggeiſtes auf dem Roſenſtein gedacht, und der Abt war gutmüthig genug, anzuerkennen, daß ohne des Geiſtes Hülfe, Gertrud, trotz des Bannſtrahles, verloren geweſen wäre.

Als der glückliche Heinrich ſein ſchönes Weib am folgenden Tage auf ſeine väterliche Burg führte, wo Mangold und die alte Anna ihrer ſchon harrten, und der Weg ſie am Roſenſtein vorbeiführte, ſchauten ſie mit Schauder zu den Trümmern des ehemaligen Raubſchloſſes hinauf, und dankten dem Ewigen für ſeine Gnade, die er durch ſeine Rettung aus dem drohenden Unglücke bewieſen.

Auch den ehrwürdigen Klausner beſuchten ſie, und erblickten ihn, der Hütte nahend, im Abendſtrahl, die Harfe in der Hand vor derſelben ſitzen. Der Greis ſchien ruhig und friedlich zu ſchlummern. Heinrich ergriff, ihn ſanft zu wecken, ſeine Hand. Sie war ſtarr und todt, und der junge Mann erkannte, daß ſein alter Freund ins beſſere Leben hinübergewallt ſey. Da ſprach er, ſein Weib umar-

mend und gerührt: „Was ſollen wir trauren? Hat er doch oben ſeine ſchmerzlich verlorene Braut, welcher er ſein ganzes Leben hindurch ſo innig treu geblieben, wiedergefunden. Hier ſoll ſein Leib ruhen. Oft wollen wir dann zu ſeinem Grabe wandeln, uns an dem Beiſpiele von Liebe und Treue, welches er gegeben, zu erfreuen.

Der Ring.

Der Ring.

Was ich nur je in Büchern las und was ich
Erzählen hört' in Mährchen und Geschichten,
Bestätigt mir, daß treuer Liebe Weg
Nie führt die Liebenden auf ebner Bahn.
Shakspeare.

Als ich eines Abends, mit allerlei Gedanken beschäftigt, in der alten St. Johanneskirche in der alten Reichsstadt Gmünd umherwandelte, traf ich einen Bekannten, ein ältlichen Mann. Ich vergleiche diesen G[illegible] dem alten Manne, welchen Irving in seinen Erzählungen eines Reisenden die erste Geistergeschichte bei der Jagdmahlzeit erzählen läßt. Wie jener alte Herr, hatte mein Bekannter ein Gesicht von zwei ungleichen Hälften. Aus einer Hälfte leuchtete aber bei meinem alten Herrn Witz und Humor, während in der andern Hälfte eine Menge Mährchen und Sagen versteckt war.

Wir begrüßten uns; und ich nahm mir die Freiheit, meinen alten Freund zu erinnern, daß er mir vor einigen Tagen versprochen habe, eine Sage von der Gründung der Stadt zu erzählen. Er war sogleich bereit dazu. Wir setzten uns abseits in einen Betstuhl und er begann:

„Der ganze Raum, den jetzt die Stadt Gmünd

einnimmt, so wie das südliche und nördliche Thal, in welchem sich die Stadt erhebt, war in alten Zeiten mit wilder Waldung bedeckt. Nur eine kleine Lichtung tauchte aus diesem Forstlabyrinthe auf, und auf dieser Lichtung stand ein Jägerhaus, bewohnt von dem alten Waidmann Ekart, seinem Weibe Irmengard und seinem einzigen Sohne Horsa. Der alte Ekart hatte seine Jugend und sein reiferes Mannesalter im Kriege zugebracht; zog sich aber dann mit seiner Gattin und dem zwölfjährigen Sohne aus dem wüsten Getümmel zurück, und siedelte sich in dem einsamen Waldhause an. Die mit Wild aller Art gefüllten Forste versahen seine Familie in jener einfachen Zeit sattsam mit Speise, und die übrigen zum Lebensunterhalte nöthigen Dinge wußte sich Ekart dadurch zu verschaffen, daß er hie und da die Felle der erlegten Thiere in eine ferne Handelsstadt brachte, und sie dort gegen seine und seiner Familie Bedürfnisse austauschte. Der Knabe Horsa blühte in den Umgebungen der freien Natur frisch und kräftig heran, und als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, sandte ihn sein Vater zum Herzog von Schwaben, damit er diesen seinen Lehensherrn auf dem bevorstehenden Kriegszug begleite. Der Jüngling zeichnete sich ehrenvoll aus und gewann die Liebe seines Fürsten.

Als Friede geworden, kehrte er in seine einsame Heimath zurück, jugendlich stark und schön; aber mit einer tiefen Wunde im Herzen. Es hatte nämlich der Jüngling in den Umgebungen des Herzogs die

holde Hermengild, des fürſtlichen Kanzlers Tochter, kennen und lieben gelernt.

Wohl fand er Gegenliebe, aber konnte er, der arme Krieger und Waidmann, der nichts beſaß, als ſeine mühſam errungene Ehre, und ein einſames Forſthaus zu Lehen trug, hoffen, die Tochter des edeln, angeſehenen Kanzlers heimzuführen. Ungewohnt, vor ſeinen Eltern ein Geheimniß zu hegen, machte ſie Horſa mit ſeiner hoffnungsloſen Liebe bekannt und ſein Vater, der gerade, ſchlichte Greis rieth ihm nun, zum Kanzler hinzugehen, um die Hand ſeiner Tochter zu freien, und wenn er abgewieſen würde, ſich die Liebesgrille aus dem Kopf zu ſchlagen.

Der Jüngling beſchloß dem Rathe ſeines Vaters zu folgen, beſonders da eine Mähre umherlief, welche ſagte, der ſtolze Kanzler ſey bei ſeinem Herrn, dem Herzog, in Ungnade gefallen und lebe jetzt, ſehr beſchränkt, auf einem einſamen Waldſchloſſe. Dahin begab ſich alſo Horſa. Als aber der ſtolze Edelmann die Bitte des Jünglings vernahm, da würdigte er ihn keiner Antwort, und bedeutete ihm höhnend, das Schloß zu verlaſſen, und ſich nimmer blicken zu laſſen.

Mit dieſem ſein Lebensglück zerſtörenden Beſcheid kehrte der Jüngling traurig heim. Die Eltern tröſteten ihn, ſo gut ſie konnten, und der Vater meinte, Horſa ſolle ſich ſeinen Gram durch die Jagd in den umliegenden Forſten vertreiben.

Um dieſe Zeit erſchallten dieſe ſonſt ſo ſtillen Wälder von lautem Gedränge und Getriebe; denn:

Es hielt auf Hohenstaufen
Der Schwaben Herzog Haus;
Der zog mit hellen Haufen
Einsmahls zu jagen aus.

Bei dieſer Jagd hatte Ekart und ſein Sohn viel zu thun. Sie mußten dem Herzog, ſeiner Gemahlin und dem Jagdgeſinde zu Wegweiſern dienen, die wildreichſten Stellen zeigen und in dem einſamen Waldhauſe den hohen Gäſten vor ihrer Heimkehr eine Jagdmahlzeit bereiten. Während des Jagens aber ereignete ſich ein Zufall, welcher Horſas Glück begründete und die Erbauung unſerer Stadt veranlaßte. Die Herzogin nämlich verlor in fröhlicher Haſt und Jagdluſt ihren Ehering. In jenen Zeiten ward ein ſolcher Ring gleichſam für einen Talisman gehalten, von dem Glück und Unglück des Ehepaars abhänge; und ſo darf man ſich nicht verwundern, wenn die Herzogin des verlornen Kleinods wegen ſehr in Aengſten war.

Die Bewohner des Waldhauſes gingen am folgenden Morgen ihren Geſchäften nach. Horſa nahm ſeine Jagdwaffen, um im Forſte zu ſtreifen und den Gedanken an ſeine Hermengild nachzuhängen. Er war kaum hundert Schritte von der Wohnung entfernt, als er da, wo jetzt die St. Johanneskirche ſteht, einen ſtattlichen Hirſch gewahr wurde. Er legte auf denſelben an, der Pfeil ſchwirrte, und das Thier ſtürzte nieder. Als nun aber der Jäger ſeine Beute genauer unterſuchte, erblickte er an der äußerſten Spitze des Hirſchgeweihes den köſtlichen Ehering der Herzogin. Sogleich eilte er nach

Hohenſtauffen, ſeinen Fund anzuzeigen. Die Herzogin, ſehr erfreut, wollte dem glücklichen Finder eine Gnade gewähren. Der Jüngling entdeckte ihr ſeine hoffnungsloſe Liebe; und ſieh, durch ihre Fürſprache begnadigte der Herzog den Kanzler wieder, und brachte es dahin, daß er ſeine Tochter dem jungen Waidmann zum Weibe gab. Auf der Stelle, wo Horſa den Ring gefunden, ließ die fromme Herzogin die noch jetzt ſtehende St. Johanneskirche erbauen. Allmählig lichtete ſich der dunkle Wald, mehrere Häuſer entſtanden und Horſa und Hermengild ſahen, glücklich vereint, eine zahlreiche Nachkommenſchaft fröhlich heranblühen.

Alſo legte die Vereinigung eines treuliebenden Paares den Grund zur Erbauung einer blühenden Stadt.

Die Heimkehr.

Die Heimkehr.

Von Rittern kühn und männlich, von Frauen zart und hold.
Aus alten, guten Zeiten, ihr eine Mähre hören sollt.
Alte Ballade.

1. Wie der edle Möringer eine Fahrt in das heilige Land unternahm.

Der Ritter Möringer war seiner Zeit einer der biedersten und angesehensten Edelleute im Schwabenland. Entsprossen aus edelm Geschlechte, zeigte er schon in früher Jugend, daß er sich seines Stammes stets würdig zeigen werde. Seine Jünglingsjahre brachte er auf abentheuerlichen Zügen, sein reifes Mannesalter in ernstlichen Kämpfen und Fehden zu. Nie zog er sein Schwert für eine ungerechte Sache, aber hatte er einmal Etwas für gut und recht erkannt, so führte er es bald zu Ende. Der Glanz seiner Jünglingsabentheuer warf ein liebliches Licht auf die ernstern Thaten des Mannes, und diese wiederum verliehen seinem ganzen Wesen einen so ernsten, edeln Charakter, daß ihm Niemand seine Achtung versagen, Niemand auch nur den geringsten Tadel auf ihn werfen konnte.

Der Ritter hatte beim Eintritt ins Mannesalter ein schönes Fräulein als sein Eheweib heimgeführt

auf seine Burg, leider aber war ihm seine junge Gemahlin bei der Geburt seines ersten Kindes, eines holden Töchterleins, gestorben. Möringers Schwester, Aebtissin eines nahen Frauenklosters, nahm den zarten Sproß der Ehe ihres Bruders zu sich, um dem mutterlosen Säugling weibliche Pflege und Erziehung angedeihen zu lassen. Der Wittwer, verdüstert durch seines Weibes frühen Tod, zog hinaus in Kampf und Streit, und war lange Jahre von der Heimath abwesend. Endlich kehrte er wieder auf seine Burg zurück. Alles schien ihm hier öde und traurig. Wenn er sonst als Jüngling aus Gefahren zurückgekehrt war, empfingen ihn liebende Eltern mit liebender Umarmung, später als angehenden Mann hatte ihn sein treues Ehegemahl hold und freudig bei seiner Wiederkehr umarmt; jetzt waren sie alle todt und begraben.

Er besuchte seine Schwester und erfreute sich an seinem heranwachsenden Töchterlein, das den stattlichen Vater, als die Base den Ritter als solchen bezeichnet hatte, freundlich begrüßte, und ihm geschwätzig alle Merkwürdigkeiten ihres Erziehungsortes vorplauderte. Dem guten Möringer that es in der Seele weh, als er die Züge seines geliebten Weibes in dem Antlitze seines Kindes wieder fand, und er verhehlte seiner Schwester diesen Schmerz nicht.

„Möringer," antwortete ihm diese auf seine Klagen, „du mußt dich zu einer zweiten Heirath entschließen. Du trittst nun in die Jahre, in welchen

euch Männern weibliche Hülfe vorzüglich nothwendig ist. Dein Töchterlein ist noch ein Kind, und wäre es auch um ein paar Jahre älter, so hielte ich es dennoch nicht für gut, sie jetzt schon meiner Aufsicht und Erziehung zu entreißen. Auf sie kannst du also deine Hoffnung unmöglich jetzt schon setzen. Auch bist du Stammhalter unserer Familie und es fehlt dir noch ein männlicher Erbe. Deßwegen halte ich es für gut, du nehmest wieder ein Weib, und ich denke, du wirst mir beipflichten müssen."

Der Ritter bedachte sich, und machte dann seine Schwester darauf aufmerksam, ob man ihn nicht für einen Thoren halten werde, wenn er, der bereits im späten Mannesalter Stehende, noch einmal freien würde, nachdem er zehn Jahre, seit dem Tode seines ersten Weibes, gewartet habe.

„Ei was," entgegnete die Aebtissin ihrem Bruder auf diesen Einwurf, „du bist allewege noch ein rüstiger Recke, und wenn auch dein Haar sich weiß zu färben beginnt, so gehst du dennoch stattlich und männlich daher, und ich denke, du könntest es gegen männiglich in Schimpf und Ernst behaupten, daß du zum Freien noch nicht zu alt seyest."

Der Ritter lächelte und versprach seiner Schwester, den Plan zu bedenken. Als er aber die Aebtissin wieder besuchte, gestand ihm diese, daß sie bereits eine Braut für ihn gewählt habe. „Es ist eine schöne, wohlgesittete Jungfrau, die Tochter des verarmten Herrn von Hohnberg. Ins Haus wird sie dir zwar nicht viel bringen, aber sie scheint mir für

dich zu paſſen; und wenn du es erlaubſt, ſo will ich bei Agnes, da ſie gerade ein paar Tage bei mir auf Beſuch iſt, für dich werben."

So ſprach die Aebtiſſin, und als Möringer das Fräulein geſehen und mit demſelben bekannt geworden war, geſtattete er ſeiner Schweſter, das Amt eines Freiwerbers zu übernehmen. Die Werbung hatte einen geſegneten Gang. Agnes Vater war mit Möringer, dem edeln mächtigen Freier, wohl zufrieden, und die Jungfrau ſelbſt nahm, nach einiger Bedenklichkeit, was man aber für die gewöhnliche mädchenhafte Ziererei hielt, des Ritters Antrag an und wurde ſein Weib. Auf des Möringers Burg ging es nun gar luſtig und hoch her, und der Ritter geſtand ſich, daß er nun wieder glückliche Tage zu hoffen habe, wie in ſeiner erſten Ehe. Nur dadurch wurde ſein Glück etwas getrübt, daß er erfuhr, ſein Ehegemahl ſey vordem dem jungen Grafen von Reuſen in zarter Minne ergeben geweſen, und nur des Vaters ernſtlicher Wille und die traurige Gewißheit, daß die ſtolze Familie von Reuſen die Tochter eines herabgekommenen Hauſes nicht in ihre Mitte aufnehmen würde, konnte ſie bewogen haben, Möringern ihre Hand zu geben. Dieſe leichte Trübung verſchwand aber bald wieder, als der Ritter ſah, wie ſein Weib in ehelicher Treue ihm ergaben war und wie ſie Alles anwendete, um ſich ihm gefällig und liebend zu erzeigen. Um ihr zu zeigen, wie wenig er ſie beargwohne, lud Möringer den jungen Grafen von Reuſen oft zu

ſich auf ſeine Burg, und es verging keine luſtige Jagd, kein fröhliches Banket, wo der Jüngling nicht dabei geweſen wäre. Immer aber blieb der junge Mann in den ſtrengſten Grenzen der guten Sitte, und wenn er ſich auch der Burgfrau nahte, ſo geſchah es nur mit der ehrerbietigſten Achtung.

Um dieſe Zeit wurde Möringer in einer Fehde ſo gefährlich verwundet, wie er es nie geweſen, ſeit er das erſtemal ſein Schwert im Kampfe geprüft. Schwebend zwiſchen Leben und Tod wurde er auf ſein Schloß gebracht. Mit zärtlicher Beſorgniß übernahm ſeine Gemahlin ſeine Pflege; aber trotz ihren Bemühungen und der Sorgfalt ihrer geiſtlichen Schwägerin ſchien ſich des Verwundeten Zuſtand immer mehr zu verſchlimmern. Da that der Ritter in der Qual des Schmerzens das Gelübde, er wolle, wenn ihm Gott und die Heiligen gnädig ſeyn und ihm Heilung angedeihen laſſen wollten, nach wiedererlangter Geſundheit hinziehen in das heilige Land, um für Chriſti hochgebenedeites Grab zu kämpfen. Von der Stunde an, in welcher der Ritter dieſes Gelübde auf ſeinem Schmerzenslager ablegte, beſſerte ſich, ſo erzählt die Sage, täglich ſeine Geſundheit; bald war er von der Verwundung geneſen und hatte ſeine Kräfte wieder erlangt. Als gottesfürchtiger Mann dachte er nun aber auch ernſtlich an die Erfüllung ſeines Verſprechens und rüſtete ſich zu einem Zug nach Paläſtina.

Etwas ſchien ihm dabei ſehr hinderlich zu ſeyn. Er war nämlich mit zwei ſeiner Nachbarn in bittern

Streit verwickelt und ſollte nun, in ein weitentferntes Land ziehend, die Seinigen ohne treue Obhut zurücklaſſen. Lange beſann er ſich, wem er ſie wohl anvertrauen möchte. Der junge Reuſen hatte zwar jene Fehde, in der Möringer ſo gefährlich verwundet worden, ritterlich für ihn ausgefochten und ſich jederzeit ſeines Vertrauens würdig bewieſen; aber dennoch ſchien er viel zu jugendlich, um ihm Weib und Kind, Hab und Gut auf längere Zeit ganz anvertrauen zu können. Er entſchloß ſich, die Obhut ſeines Heimweſens ſeinem alten Schloßkaſtellan, einem Greiſe von feſter Treue und geprüfter Rechtlichkeit, anzuvertrauen. Der alte Harro aber wies ſeines Herrn Anerbieten entſchieden zurück. „Herr,“ ſprach er, „ſchon viele Jahre habe ich Euch gedient, und ich darf ſagen, treu und redlich gedient, und auch jetzt wollte ich Eurem ehrenden Auftrage gerne mich unterziehen, wenn ich dreißig Jahre jünger wäre.“ — „Nun warum denn, wenn du dreißig Jahre jünger wäreſt,“ fragte der Ritter. „Hm, Herr,“ entgegnete Harro, „ich würde mich wohl noch getrauen, Euer Beſitzthum zu wahren gegen männiglich und Eure Fehden zu ſchlichten, aber Ihr habt das ſchönſte Weib im ganzen Donaugau, auch Euer Töchterlein beginnt aufzublühen, und — hm, verzeiht mir, Herr, wenn ich ſage, ich möchte lieber Alles hüten, als zwei ſchöne Weiber.“ Der Ritter bedachte die Antwort des Alten und fand, daß er nicht ganz unrecht habe. Während er nun noch ungewiß war, was er unternehmen ſollte, ſprengte der junge Leopold

von Reuſen in den Hof der Burg. „Der kommt wie gerufen," ſprach der Ritter, als er ſeines Gaſtes anſichtig geworden. „Das iſt offenbar ein Fingerzeig des Himmels. Ja ich will dem guten Jüngling mein Alles anvertrauen; eine geheime Stimme in meinem Innern ſagt mir, daß ich recht thue." Und ſo that der edle Möringer. Beſcheidentlich nahm der Jüngling den ehrenden Auftrag an und ſchwur dem Ritter, bis zu ſeinem letzten Athemzuge wolle er ihm Weib und Kind, Hab und Gut getreulich wahren und ſchützen.

Beruhigt nahm der Möringer Abſchied von der Heimath. Er ſegnete ſeine Tochter und als er ſeinem Weib den Abſchiedskuß gab, ſprach er zu ihr: „Sieben Jahre harre mein. Kehre ich dann nicht wieder, ſo denke, daß ich für des Heilands Ehre im glorreichen Kampfe gefallen. Iſt dieſe Zeit vorüber, ſo magſt du frei als Wittwe über deine Hand verfügen. Bis dahin aber denke mein in Liebe und Treue!"

Alſo zog der edle Möringer von dannen.

---

2. Was ſich während des Möringers Abweſenheit auf deſſen Burg begeben.

Als der Ritter Möringer ſeine fromme Fahrt angetreten hatte, nahm der junge Graf von Reuſen ſeinen Sitz auf deſſen Burg; denn dort war ſeine Anweſenheit ſehr nöthig, dieweil Möringers Feinde Alles aufboten, um ſich deſſen Burg zu bemeiſtern

und all das Seinige an sich zu reißen, während er im heiligen Land kämpfte. Sie zogen also mit großer Macht gegen die Vasallen des Entfernten, und hofften mit leichter Mühe sie zu bewältigen, da ihnen der tapfere, umsichtige Führer fehle, aber da wurden sie sehr getäuscht. Sie fanden an dem jungen Reusen einen Gegner, der sich nicht so leicht schlagen ließ. Mehrere Gefechte fanden statt, in denen stets Leopolds Hause die Oberhand behielt, und die Besiegten nahmen also, da Gewalt Nichts fruchtete, ihre Zuflucht zu schnöder List. Sie ließen Frieden anbieten und da dieser Möringers Ehegemahl genehm war, unterhandelte Leopold mit ihnen und es kam ein Vertrag zu Stande. Unter der Friedensmaske aber sannen die Bösen auf tückischen Verrath.

Die Frauen freuten sich daß der nun wieder in der Umgegend eingetretenen Ruhe und baten ihren jungen Kastellan, er möge sie auf einem Besuche begleiten, den sie ihrer Verwandtin, der Aebtissin, abzustatten gedächten. Leopold war sogleich bereit dazu; doch unternahm er die Fahrt nicht ohne hinlängliches Geleit und ohne die Burg sicher zu verwahren, denn er traute dem Frieden, welchen Möringers Feinde mit ihm geschlossen, nicht recht. An einem schönen Morgen, es war nun gerade zwei Jahre seit Möringers Abreise, setzte sich der kleine Zug, die beiden Frauen auf sanften Zeltern, umgeben von einem rüstigen Geleite, von der Burg aus in Bewegung und kam, von Leopold vorsichtig geführt, ungefährdet im Kloster an. Dort

verweilte man zwei Tage, nach welcher Zeit der Heimweg wieder angetreten wurde. Da keine Spur von Gefahr vorhanden zu ſeyn ſchien, ſo unterließ Leopold, um den Frauen durch ängſtliches Weſen nicht zur Laſt zu fallen, die auf dem Herweg befolgten Vorſichtsmaßregeln. Bald aber ſollte es ſich zeigen, wie nothwendig ſie geweſen wären. Als nämlich der kleine Trupp in einem Thale, das rings hohe Hügel umgaben, angekommen war und daſelbſt ein wenig ausruhen wollte, wurde er plötzlich von einer überlegenen Anzahl Reiſiger, die mit lautem Geſchrei aus den Schluchten das Thal hervorſprengten, angegriffen. Die Frauen erblaßten in tödtlichem Schrecken. Leopold aber, ſchnell gefaßt und bedenkend, daß es hier das Aeußerſte galt, gab ihnen eine Schutzwache, und raſch ſeine übrigen Leute ordnend und ihren Muth mit zündenden Worten anfeuernd, führte er ſie den Angreifern entgegen. Die Krieger Möringers, eingedenk ihres alten Herrn und ſtolz auf ihren jungen Führer, der durch Tapferkeit und edeln Sinn ihre Liebe ſich gewonnen, boten Alles auf, um hier die Ehre ihrer Waffen zu behaupten. Leopolds Schwerthiebe fielen wie Blitzſtrahlen nieder, ſein hoher Federbuſch wehte, den Seinigen ein ermunterndes Banner mitten im dichteſten Gedränge der Feinde, die bald von allen Seiten wüthend auf ihn heranſtürzten, bald vor ſeiner Waffe Wucht wieder auseinander ſtäubten. Endlich nach einem Kampfe, in welchem Leopold und die Seinen die glänzendſten Proben der Tapferkeit an

den Tag gelegt, und die Frauen, ſchwebend zwiſchen Hoffnung und Todesangſt, brünſtige Gebete zum Himmel geſandt, wandten ſich die Gegner mit eben ſo großer Eile zur Flucht, als ſie zum Angriffe herangekommen. Leopold verfolgte ſie eine gute Strecke und Mancher von ihnen fiel noch unter dem Schwerte der ergrimmten Krieger Möringers. Als er aber von der Verfolgung zurückkehrte und an die Frauen heranritt, ſank er plötzlich beſinnungslos vom Pferde. In der Hitze des Kampfes nämlich hatte er eine gefährliche Wunde erhalten, in friſchem Kampfesmuth und froher Jugendkraft aber ihrer nicht geachtet, bis er jetzt, bewältigt von Blutverluſt und Erſchöpfung, ohnmächtig niederſank. Waren die beiden Frauen bei Erſcheinung der Feinde ſchon erſchrocken, ſo erſchracken ſie jetzt noch vielmehr, da ſie ihren heldenmüthigen Ritter und Retter bleich und blutig vor ſich liegen ſahen. Sie ſtiegen von ihren Zeltern, und da in jenen Tagen die Damen beim Anblicke eines Bluttropfens noch nicht in eine ſentimentale Erſtarrung fielen, löſten ſie mit ihren zarten Händen dem Verwundeten den drückenden Ringkragen und durch Beſprengung mit friſchem Waſſer aus einer nahen Quelle brachten ſie ihn wieder in's Bewußtſeyn zurück. Da er aber zu ſchwach war, um ſich im Sattel halten zu können, verfertigten die Reiſigen ſchnell eine Tragbahre aus Baumäſten und auf dieſer wurde der Verwundete ſo ſanft als möglich auf die Burg zurückgebracht.

Leopold verfiel in ein hitziges Fieber und in

der Gluth desselben klagte er sich an, er habe die ihm anvertrauten Schützlinge durch sträflichen Leichtsinn in Todesgefahr gebracht: „Ha," rief er, „welch' Elender bin ich! Dem edlen Ritter habe ich mein Ehrenwort verpfändet, Weib und Tochter ihm zu wahren wie meinen Augapfel und nun wie wenig fehlte es, daß sie ihren erbittertsten Feinden in die Hände fielen. Ha, Leopold von Reusen, wie willst du dich vor der Welt verantworten, wie bei ihr, bei ihr, der Geliebten, dich entschuldigen?"

So sprach das Fieber aus dem Jünglinge und wie wir sehen, deuteten seine letzten Worte darauf hin, daß er noch immer eine feste Liebe zu der so heiß Geliebten im Busen trage. Was sein schüchterner Mund nie auszusprechen sich getraute, verrieth jetzt in des Fiebers Wahnsinn manch feuriges Wort, manch zärtliche Aeußerung. Wie erschrack Agnes, wenn sie an des Kranken Bette sorglich waltete und plötzlich ein solches Liebeswort dem Jünglinge entfuhr. Also liebte er sie noch immer und nur strenges Pflichtgefühl und unbefleckte Ehrliebe hatten ihn vermocht, sein süßes Geheimniß immer im Herzen zu verschließen. Wie edelsinnig mußte er dem jungen Weibe erscheinen, wie schmerzlich mußte es ihr werden, Leopolds Edelmuth nicht belohnen zu können. Wenn sie nun an seinem Lager saß und sorgsam seinen Schlummer bewachte, der hie und da mit kühlenden Schwingen das Toben des Fiebers beschwichtigte, wenn sie die geliebten Züge vor sich sah, o dann brach oft ein unverhehlter Strahl

von Liebe aus ihrem Herzen, ein düsterer Schmerz umschleierte sie und unaufhaltsam rannen ihre Thränen. Sie mußte dann die Pflege des Kranken der heranblühenden Jutta, ihrer Stieftochter, überlassen, und diese unterzog sich diesem Geschäfte mit eben so viel Eifer als Liebe. Agnes zog sich dann in ihr einsam Gemach zurück, nur beschäftigt mit den Gedanken verlorener Liebe und getäuschter Hoffnung auf Lebensglück. Hatte sie sich aber ausgeweint und die Heiligen um Trost und Stärkung angefleht, so konnte sie wieder ruhig ihre edle Würde behaupten, die ihr als Gattin des vielgeehrten Möringer zukam, und gegen alle Leiden und Mühsale stählte sie das schöne Bewußtseyn, ihre schwere Pflicht immer erfüllt zu haben und nie von dem engen Pfade der Tugend abgewichen zu seyn.

---

3. Dem Möringer wird in Palästina ein sonderbarer Traum. Wie es ihm darauf wunderbarlich erging.

Unterdessen war der Möringer glücklich nach Palästina gekommen, nachdem er auf der weiten Fahrt manches Abenteuer rühmlich durchgekämpft hatte. Der Ruf seines Muthes und seines edeln Charakters hatte sich vor ihm her verbreitet und er wurde in dem heiligen Lande von den Kriegern des heiligen Kreuzes mit Liebe und Achtung empfangen. Durch manche That, nur seiner würdig, bewährte er seinen alten Ruhm, und er war einer der ersten,

der Jeruſalems Mauern erſtieg, als die heilige Stadt von den Chriſten erſtürmt wurde. Mit brünſtiger Andacht verrichtete er ſein Gebet am Grabe des Erlöſers, welches ſein tapferer Arm aus ſchmählicher Knechtſchaft hatte befreien helfen, und gedachte an der hochheiligen Stätte in Liebe und Treue ſeiner entfernten Lieben.

Aber ſiehe, unter den Wiedereroberern der geweihten Stadt brach eine böſe Krankheit aus, die, verbunden mit den Folgen erlebter Beſchwerde und dem böſen Einfluſſe des ungewohnten Klima's dem chriſtlichen Heere gefährlicher wurde, als die Waffen der Türken, ihrer Gegner. Auch Möringer wurde davon ergriffen und lange Zeit lag er in Todesgefahr auf dem ſchmerzlichen Krankenlager. Er wurde zwar von ſeinen Freunden aufs ſorgfältigſte gepflegt, allein wie ſehr vermißte er jetzt ſeine Agnes, deren liebevoller Pflege, als er in der Heimath an einer Wunde darniederlag, er ſich dankbarlich erinnerte. Gegen alle Hoffnung begann ſich aber der Zuſtand des Kranken wieder zu beſſern und das böſe Gebrechen wich von ihm. Bald konnte er wieder ſein Streitroß beſteigen und die Schlachten der Chriſten mitkämpfen. Als er aber durch ſechsjährigen Kampf für des Heilands Ehre ſein Gelübde gelöst glaubte, da ergriff ihn die Sehnſucht nach der Heimath und er ſchiffte ſich ein nach Europa, um in die Arme der Seinen zurückzukehren. Aber noch nicht weit von der Küſte entfernt, wurde das Schiff, auf welchem er ſich befand, von einem ſchrecklichen Sturm zuerſt auf dem

Meere umhergetrieben und zuletzt nach Aegypten verſchlagen, wo es an der Küſte ſcheiterte. Möringer war einer von denen, die ſich an das Ufer retteten, allein dort harrte nur noch größeres Unglück ſeiner. Er wurde nämlich von den Kriegern des Sultans von Aegypten, der, ein bitterer Feind der Chriſten, es mit den Sarazenen hielt, gefangen und in Feſſeln vor den feindlichen Herrſcher geführt. Dieſer behandelte in ſeinem Uebermuthe den edeln Ritter als den gemeinſten ſeiner Sklaven. Die Freiheit konnte er zwar dem guten Möringer rauben, aber ſeinen Muth, ſeine Seelenſtärke konnte er nicht brechen. Er blieb immer ſeinem ritterlichen, hohen Charakter getreu. Seine Leiden als Winke der Gottheit betrachtend, fand er in dieſem Glauben eine wunderbare Stärke, ſie mit chriſtlichem Gleichmuthe zu ertragen.

Eines Abends nun war er, von harter Arbeit ſehr ermüdet, auf ſeinem ärmlichen Lager entſchlummert, als ihm im Schlafe ein ſonderbarer Traum erſchien. Es war nämlich, als ſtehe ihm zu Häupten eine glänzende Engelsgeſtalt in ſchneeigen Gewändern, welche ſeine Stirne mit einem Palmenzweig ſanft berührte, gleichſam um den Schlummernden recht auf ſich aufmerkſam zu machen. Als aber jetzt Möringer ſein Auge feſt und aufmerkſam auf die Erſcheinung richtete, ſprach dieſe mit melodiſcher Stimme: „Heute ſind es ſieben Jahre geworden, ſeit du von der Heimath, von Weib und Kind geſchieden. Denkſt du noch der Worte, welche du beim

Abſchiede zu deinem Weibe geſprochen? Siehe, am Abend des kommenden Tages wird ſie ſich mit Leopold von Reuſen vermählen, dich längſt für todt haltend."

So ſprach die Erſcheinung und verſchwand. Der Ritter aber fuhr auf aus ſeinem Traum, der ihm mit ſchrecklicher Gewalt alle Nerven durchbebt hatte. „Ha," rief er, „ſo bin ich denn verlaſſen und vergeſſen von Allen, die ich liebe und während ſie frohe Hochzeitfeſte feiern, liege ich hier, gefeſſelt, ein niedriger Sklave, dem man es vergeſſen machen will, daß er ein Menſch iſt."

Alſo rief der Ritter aus in der erſten Aufwallung des Unmuths; dann aber faßte er ſich und nahm, eingedenk ſeiner chriſtlichen Würde, ſeine Zuflucht zum Gebete: „Heiliger Gott!" flehte er, „wenn du mich je deiner Gnade für würdig gehalten, und du, ewiger Sohn des Allmächtigen, wenn du mein ſchwaches Opfer zu deiner Verherrlichung hienieden gnädig angenommen, o ſo helft mir in dieſer meiner Bedrängniß. Laßt einen Strahl eurer milden Barmherzigkeit auf mich fallen und nicht vergebens mein Flehen ſeyn!"

Als der fromme Möringer dergeſtalt gebetet hatte, fühlte er ſein Gemüth erleichtert, eine ſelige Ruhe kam über ihn und er ſank dem Schlummer wieder in die Arme. Lange mochte er wohl geſchlafen haben, als ihn ſchmetternder Vogelſang aus dem Schlummer weckte. Er ſchlug die Augen auf und o Wunder! — er lag auf einer blumenreichen Matte, über ihm in der freundlichen Bläue des Himmels

ſcherzten und ſangen muntere Vögelein und ihm gerade gegenüber auf einem ihm wohlbekannten Hügel, der von der Donau beſpült wurde, ragte ſeine Burg, ſein heimathlicher Stammſitz, feſt und kühn in die Luft empor. Dem Ritter war es, als träume er noch; als er aber ſich aufgerichtet hatte und das Thal entlang gehend ſeiner Burg ſich näherte, als er von ſeinen längs des Fluſſes hin wohnenden Unterſaſſen als ein fremder Wanderer in den traulichen Klängen ſeiner Mutterſprache gegrüßt wurde, da konnte er nicht mehr zweifeln, daß der unendlich Barmherzige ſein Flehen erhört und ihn durch ſchützende Engel aus ſeiner Gefangenſchaft in Aegypten während des Schlummers zur theuern Heimath geleitet habe.

---

4. Was unterdeſſen in der Heimath geſchehen war.

Die Sage muß nun einige Jahre, während welcher Möringer theils noch in Paläſtina kämpfte, theils in Aegyptenland gefangen war, zurückgehen, um zu berichten, was ſich unterdeſſen mit Leopold, Agnes und Jutta begeben.

Als damals Leopold auf Möringers Burg verwundet darnieder lag, begann ſowohl in ſeiner als in Agnes Bruſt alte Liebe ſich wieder zu rühren. Der Kranke hatte in Fiebersgluth Worte ausgeſtoßen, die nur zu deutlich verriethen, daß der Funke, welchen einſt Agnes vor ihrer Vermählung mit Möringer in des Jünglings Bruſt geworfen, nie erloſchen war, und nur einer Gelegenheit bedurfte,

wieder in hellen Flammen aufzulodern. Wohl hütete ſich die arme Agnes ſo viel als möglich, eine ſolche Gelegenheit herbeizuführen, aber hatte ſie der Gluth nicht ſchon dadurch Nahrung gegeben, indem ſie ſich geſtand, daß auch in ihrer Bruſt die Neigung zu Leopold noch immer vorhanden ſey. Welch ungeheuern Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe das arme Weib zu kämfen hatte, vermag nur der zu entſcheiden, welcher ſich ganz in ihre Lage verſetzt.

Während nun zwiſchen Leopold und Agnes alte Bande ſich wieder ſtraffer anzuziehen begannen, umkettete eine friſche Liebeskette den jungfräulichen Buſen der herangereiften Jutta. Der Gegenſtand dieſer Liebe war Leopold. Er ſowohl als Agnes, zu ſehr mit ihren eigenen Herzensangelegenheiten beſchäftigt, bemerkten Juttas Leidenſchaft nicht; dagegen erſchaute ſie klar, ehe es ſonſt Jemand ahnete, daß ihre Stiefmutter und der junge Graf wieder einer frühern, tiefgewurzelten Neigung allmählig nachgäben, denn die Liebe ſieht in ſolchen Fällen ſcharf. Der Kummer des armen Mädchens läßt ſich nicht beſchreiben, als ſie dieſes unglückſelige Verhältniß entdeckt hatte, aber ſie konnte auch nicht umhin, die Seelenſtarke der Liebenden zu bewundern, die einander täglich gegenüber, von den Mauern der gleichen Wohnung umſchloſſen, ihrer Liebe ſolche Gewalt anzuthun vermochten, daß ſie durch kein äußeres Zeichen ſich verrieth. Aber Jutta ſchauderte, wenn ſie ihres Vaters gedachte. War er todt oder lebte er wohl noch? Welches waren ſeine Schick-

ſale in dem fremden Lande? Ahnete er wohl, daß der, welchem er zutrauungsvoll ſein Alles in der Heimath anvertraut hatte, der Liebe und Treue ſeines Weibes ſo gefährlich geworden? In ſolchen Augenblicken verſchuldigte Jutta den Jüngling geradezu des Verrathes, aber ein Blick auf ihn, deſſen ſchönes Bild ihre Seele ganz erfüllte, reichte hin, ihre üble Meinung ſogleich zu ändern. Sie ſah dann wieder nur den Geliebten in ihm, und fühlte ſich durch der erſten Liebe glühendes Sehnen unwiderſtehlich zu ihm hingezogen.

So ſtanden die Sachen auf Möringers Burg, als ſich das ſiebente Jahr ſeit des Ritters Abweſenheit zu Ende neigte. Jutta ſah, was jetzt kommen würde. Ihr Vater hatte ja bei ſeiner Abreiſe ſeinem Weibe geſtattet, ihre Hand wieder zu verſchenken, wenn er nach Ablauf von ſieben Jahren nicht in die Heimath zurückkehren würde. Leopolds Bewerbungen ſtand nun alſo kein Hinderniß mehr entgegen, und auch Agnes durfte jetzt mehr heraustreten aus den engen Schranken, in welchen ſie bisher Pflichtgefühl und eheliche Treue gehalten hatte. So kam es, daß es allmählig gewiß wurde, Leopold von Reuſen werde die verwittibte Agnes freien, denn an Möringers Tod zweifelte und an ſeine Rückkehr glaubte Niemand mehr. Auf Leopolds väterlicher Burg wurde ſeine Verlobung mit Agnes gefeiert, denn die Eltern des Jünglings hatten Nichts daran auszuſetzen, daß ihr Sohn die ſchöne, reiche Wittwe heimführe. In wenigen Wochen ſollte auf Möringers

Burg die Hochzeit gefeiert werden. Während dieſer Zeit nun entdeckte ein Zufall dem Jünglinge Juttas Liebe. Dadurch wurde er zuerſt aufmerkſam gemacht auf das ſtille, liebreizende Mädchen, das mit ihrer milden Huld Alles um ſich her verſchönerte und veredelte. Er konnte es ſich nicht erklären, warum auch er ſich ſo ſehr zu der Jungfrau hingezogen fühlte, und unwillkührlich ſtellte er eine Vergleichung an zwiſchen ſeiner Braut und ihrer Stieftochter, die wohl nicht gerade zum Vortheile der erſteren ausfallen mochte. Früher Kummer, bittere Erfahrungen und verzehrender Seelenkampf hatte die Friſche der Jugend von Agnes hinweggeſtreift, Jutta aber, obgleich von Liebesſchmerz gebleicht, glänzte noch in der reinen, ſtrahlenden Schönheit eines Engels. Dazu kam noch, daß Agnes ſeit der Verlobung immer düſter und traurig war, und ſo oft Leopold von der nahenden Hochzeit ſprach, ſich weinend entfernte, gleichſam betrübt durch des Jünglings Liebe. Auch konnte dieſer ein ängſtliches Gefühl nicht unterdrücken, wenn er des alten Möringers dachte und die Möglichkeit erwog, daß der Letztere doch wieder heimkehren könnte, und wie er dann als ſchändlicher Verräther vor der ganzen Ritterſchaft gebrandmarkt wäre.

5. Wie der alte Möringer an Leopolds und Agnes Hochzeittag plötzlich auf ſeiner Burg erſcheint und welche günſtige Wendung die Sachen nehmen.

Als der alte Möringer auf ſo wunderbare Weiſe in ſein Vaterland zurückgekehrt war, und ſich überzeugt hatte, daß er nun wirklich wieder auf heimathlichem Boden wandle, ging er auf eine Mühle zu, welche unterhalb ſeines Schloſſes an der Donau lag und deren Beſitzer ihm wohl bekannt war, indem derſelbe einſt die Stelle eines Leibknappen bei ihm bekleidet hatte. Er trat ein und traf den alten Mühlenbeſitzer allein zu Hauſe. Ohne von demſelben erkannt zu werden, erbat er ſich, als ein aus Paläſtina kommender Pilger, (er hatte ſich nämlich bei ſeinem Erwachen auf der Wieſe mit einem Pilgerrocke bekleidet gefunden) Speiſe und Trank und ein gaſtliches Obdach. Der Müller gewährte dieſe Bitten ſogleich und als er ſeinem Gaſte eine Erfriſchung vorgeſetzt und ihm einen Platz an dem gaſtlichen Tiſche angewieſen hatte, fragte er neugierig: „Wie, aus dem gelobten Lande kommt Ihr?“ Als der Ritter dieſe Frage bejahte, murmelte der Müller: „Hm, Mancher iſt dahin gezogen und nur Wenige kehren von dort zurück.“ „Wie ſo,“ fragte der Pilger, „kennt Ihr wohl Jemanden, dem es alſo ergangen iſt?“ „Ja wohl kenne ich einen Mann,“ entgegnete der Müller, „einen edeln mächtigen Ritter, der hingezogen iſt nach dem heiligen Grabe und nimmer wiedergekehrt. Gott habe ihn ſelig, es war

ein biederer, ehrenfester Ritter, der alte —" Der Müller wurde hier in seiner Rede durch einen alten Knappen unterbrochen, der hastig in die Stube trat und ohne den fremden Pilgrim zu beachten, ausrief: „Nein, ich halte es droben auf der Burg nicht länger aus. Da wollen sie heute Hochzeit halten, der Junker und die gnädige Frau, und keinem von beiden ist es so recht Ernst damit. Das Fräulein schleicht umher, als ob ihr das Leben abgesagt wäre, und Alles ist in Unordnung und Verwirrung. Ach, daß der gute alte Herr noch lebte!"

Möringer hatte in dem alten Knappen sogleich seinen treuen Kastellan Harro erkannt und wurde von der Rede desselben beinahe zu Boden gedonnert. Allein auch in diesem schrecklichen Augenblicke, wo es ihm zur peinlichen Gewißheit wurde, daß sein Traum in Aegypten ihn nicht getäuscht, verlor er seine edle Fassung nicht. Er gab sich den beiden Getreuen zu erkennen, und als sie sich überzeugt, daß der fremde Pilgrim wirklich ihr alter Gebieter sey, küßten sie ihm in trunkener Freude Hand und Gewand. Hierauf aber berieth sich Möringer mit ihnen, was nun zu thun sey, und als er von dem alten Kastellan Alles genau erfahren, wie es auf der Burg stehe, war sein Plan sogleich gefaßt. Droben auf dem Schlosse aber ging es am selbigen Tage gar lebhaft her. Von allen Seiten kamen stattlich geputzte Gäste auf Streitrossen und Zeltern, um die Hochzeit Leopolds und Agnes zu feiern. Da sah man die Ritter im glänzenden Kriegskleide, um

ſich auf dem Turnier, durch welches das Beilager verherrlicht werden ſollte, auszuzeichnen; da erblickte man ſchöne Frauen und Jungfrauen, denn immer war das Schwabenland reich an ſchönen Weibern, in ihren Seidenröcken und zierlichen Miedern, behangen mit goldenen Kettlein, ſich zum luſtigen Fackeltanz rüſten. Hier tummelten ſich flinke Edelknaben umher, dort ſang ein Harfner ſeine Balladen und wurde übertäubt von Trompetern und Pauken, welche wiederum einen nur kleinen Lärm machten in Vergleich mit den durch Küche, Keller und Speiſekammer rennenden Prieſtern der Kochkunſt. Das Ganze bot einen belebten, freudigen Anblick dar.

Die Brautleute ſelbſt aber waren gewiß in keiner freudigen Stimmung. Wie an ſolchen wichtigen Tagen das Herz ohnehin beklemmt und ängſtlich iſt, ſo war dieß noch in erhöhtem Grade bei Leopold und Agnes der Fall. Die Braut gedachte ihrer erſten Hochzeit und ihres vorigen Gatten. Immer war er ihr ein guter, treuer Herr geweſen, und nun beging ſie eine ſo ſchnöde Untreue wenn nicht an ihm, denn daß er todt ſey, daran zweifelte Niemand, doch an ſeinem Andenken. Noch etwas peinigte ſie und zwar die Gewißheit, daß Leopold mehr aus Zartgefühl und alter Gewohnheit der Liebe ſie ehelichte, als aus feuriger Neigung. Leopold aber rannte unruhig umher. Eine ſchreckliche Beunruhigung drückte ihn. Er konnte durchaus die Stimmung und Faſſung nicht finden, welche ihm heute ſo nöthig war. Er ſah ſich zwar nun am Ziel ſeiner Wünſche, aber

entweder waren dieſe Wünſche nicht mehr ſo glühend, als daß ihn die Erreichung derſelben ganz beglückte, oder ſtiegen böſeliche Zweifel auf in ſeinem Innern gegen die Rechtlichkeit ſeines Beginnens. Am unglücklichſten aber war Jutta. Sie ſaß weinend in ihrem einſamen Kloſet und fühlte ſchmerzlich, wie ſo ganz verwaiſt ſie von jetzt an ſeyn werde. Das Weib, welches ihr der Wille des Vaters zur zweiten Mutter gegeben hatte, ſollte ſich heute mit dem Manne vermählen, welcher ganz der Jungfrau Liebe beſaß und nun auf immer für ſie verloren gehen ſollte.

Unterdeſſen hatte das Turnier, welches der Vermählungszeremonie vorangehen ſollte, ſeinen Anfang genommen. Agnes, als Königin des Feſtes, war beſtimmt, dem Sieger den in einem, zierlich aus Gold verfertigten, Siegeskranz beſtehenden Preis zu überreichen. Viele Ritter hatten ſchon glänzende Proben ihres Muthes und ihrer Mannhaftigkeit abgelegt, vor Allen aber ein fremder Kämpe, der, angethan mit einer ganz einfachen Rüſtung, alle ſeine Gegner in den Schranken mit gewaltigem Arme auf den Sand ſetzte. Leopold, der ebenfalls unter den Kämpfern war, hatte allein noch den Muth, mit dem ſtarken Fremdling anzubinden, und forderte ihn höflich auf, mit ihm eine Lanze zu brechen. Der Fremde war dazu bereit und ſie ſprengten ihre Pferde ſogleich gegeneinander. Trotz der Heftigkeit des gegenſeitigen Stoßes blieben die Beiden feſt im Sattel und ihre Speere zerſplitterten in ihren Fäuſten wie ſprödes Glas. Auch beim zweiten Gange blieb der

Sieg noch unentſchieden, aber beim dritten wurde Leopold bügellos. Er ſprang ſogleich vom Pferde, erklärte ſich für beſiegt, und da kein anderer Kämpfer mehr an ſeine Stelle treten wollte, riefen die Herolde den fremden Ritter als Sieger im Turniere aus. Sie führten ihn zu dem Baldachin, unter welchem Agnes mit dem Siegespreis in den Händen ſeiner wartete, er neigte ſich vor ihr, nahm den Helm vom Haupte und — bleich wie der Tod ſtarrte ihn die Braut einige Augenblicke an, dann ſank ſie leblos nieder.

Allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich über die Zuſchauer. Beſorgt eilte der Bräutigam hinzu und — wenig hätte es gefehlt, ſo wäre auch er beſinnungslos niedergeſtürzt, denn vor ihm ſtand der Mann, den er hintergegangen, tödtlich beleidigt hatte, der alte Möringer. Der Jüngling fiel vor dem hohen Greiſe auf die Kniee und ſein thränendes Auge ſchaute ſchüchtern und um Verzeihung flehend zu dem Ritter auf, während die weiblichen Gäſte die ohnmächtige Agnes ins Leben zurückzurufen ſich bemühten. Endlich kehrte ihr die Beſinnung zurück und auch ſie richtete nun ihr Auge ängſtlich auf den edeln Gatten.

Lange ſchaute der Möringer die Schuldigen ernſten Blickes an und winkte dann ſeinem treuen Harro, welcher ſogleich in die Burg eilte. Dann verſchwand der düſtere Ausdruck von dem Antlitze des Greiſen, er hob ſein Weib und den Jüngling auf und ſprach milde: „Ich weiß Alles. Hätte ich

geahnet, daß ihr euch liebtet, ehe ich um Agnesens Hand warb, nie würde ich als Störer eures Glückes aufgetreten seyn. Darum ist auch jetzt eure Schuld in meinen Augen nicht sehr groß. Wenn mir aber der alte Harro recht berichtet hat, so wäre durch eure Verehelichung euer Glück nicht sehr gefördert worden, und es ist also vielleicht besser, wenn eure Vereinigung unterbleibt. Wenn du, mein Weib," fuhr er fort, „dich von mir trennen willst, siehe so werde ich dir ein Wittum aussetzen, wie wenige Wittwen im Lande besitzen, wenn es dir aber möglich ist, einem alten Manne seine letzten Tage zu erheitern, so bleibe bei mir und glaube, es wird dir und mir zum Troste und Glücke gereichen."

So sprach Möringer und als er geendet, drängte sich Agnes schluchzend an seine Brust. Jetzt kam Harro mit Jutta aus der Burg und jubelnd sank die Tochter in des Vaters Arme. Wohlgefällig betrachtete der Möringer sein Kind, drückte ihr den goldenen Siegeskranz auf die glänzenden Locken, wandte sich dann zu Leopold und sprach:

„Junger Mann, du hast viele Gäste zu deinem Beilager eingeladen; ich denke, man kann sie nicht unverrichteter Sache abziehen lassen. Hier führe ich dir eine Braut zu, die dir vielleicht, wenn anders der alte Harro sich selbst nicht getäuscht hat, nicht ganz unwillkommen seyn möchte. Hier empfange die Hand meiner Tochter Jutta, seyd glücklich und Gott segne euch!"

Hei wie rötheten sich bei diesen Worten Me-

ringers die Wangen Juttas und Leopolds in holder Freude, mit welcher Wonne ſanken ſie ſich in die Arme, und welch innigen Dank erndtete der edle Möringer von ihnen! Die Muſikanten ſpielten den luſtigen Brautmarſch und das Paar zog unter Jubel und Freude zum Altare.

Die Nixe und der Fiſcher.

Die Nixe und der Fischer.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Goethe.

Im Donauthale ſtand einſt eine niedrige Fiſcherhütte, deren Bewohner ſchon ſeit einem Jahrhundert vom Vater auf Sohn Angel, Netz und Nachen auf einander vererbt hatten, und ſtets in Ruhe ihr Tagewerk getrieben, geheirathet, Kinder erzogen, alt geworden und mit ruhigem Gewiſſen geſtorben waren. Der nahe Strom bot ihnen, ohne allzu große Mühe von ihrer Seite, reichlichen Unterhalt dar, und da in jenen Zeiten der gemeine Mann nie mehr bedurfte als das ſchlichte tägliche Brod, ſo waren die Beſitzer der Fiſcherhütte immer ruhige, friedliche Leute geweſen, die ſich um den folgenden Morgen ſo wenig bekümmerten, als in unſern Tagen ein armer Taglöhner um das Reich China. Dieſe Sorgloſigkeit übte aber auf die Fiſcher einen guten Einfluß aus, indem ſie dadurch Gelegenheit bekamen, ihren frommen,

einfachen Sinn auf ein zukünftiges Leben zu richten. Freilich grübelten ſie nicht in den Geheimniſſen der Religion, aber ſie trugen eine feſte Ueberzeugung in ſich und thaten, wie ihnen das göttliche Geſetz befahl.

Der Held gegenwärtiger Sage iſt Gotthold, der Sohn Hattos, der ein ſehr geſchickter Fiſcher war, und ſich alle Mühe gab, das einzige Kind in ſeinem Gewerbe ſo viel als möglich auszubilden. Er erlebte die Freude, daß ſeine klugen Lehren und Regeln bei dem jungen Gotthold ſchon ſehr frühe Früchte trugen, denn bald wetteiferte der Knabe mit dem Vater in der Fiſcherkunſt. „Mutter," pflegte der Alte zu ſagen, wenn er und Gotthold Abends mit reichem Fange heimkamen, „Mutter, der Junge iſt ein ganzer Burſche; er ſenkt die Angeln, breitet das Netz und rudert den Kahn ſo geſchicklich, daß ihm die Fiſche ins Garn laufen müſſen. Er iſt ein gemachter Fiſcher." Solche Rede erfreute dann die Mutter Anne, und ſie ſetzten ſich alle drei dann gar fröhlich zu Tiſche und verzehrten munter ihr einfach Abendbrod.

Allmählig wuchs Gotthold zum Jüngling heran und ward ein gar ſtattlicher Burſche. „Ei," ſagte nun die Mutter oft zum Vater, „ſieh nur, was unſer Knabe für ein ſchöner Burſche iſt, wie ſein Leben goldfarben, ſeine Augen blau und ſeine Wangen roth ſind, wie er ſchlank gewachſen und wie groß er iſt." Da lächelte dann der Vater wohlgefällig, bedeutete aber ſein Weib, dergleichen Reden den Jungen nicht hören zu laſſen, indem er ihm kein eitler Narr werden

ſollte. Gotthold aber wußte nicht viel von ſeiner ſchönen Geſtalt. Wenn ihm auch der blanke Spiegel des Fluſſes ſein Bild zurückwarf, ſo achtete er entweder nicht darauf oder es ſchien ihm etwas ganz Gewöhnliches, blonde Haare, blaue Augen und rothe Wangen zu haben und groß gewachſen zu ſeyn. Mehr bekümmerte er ſich darum, daß ſein Fiſchergeräthe immer ſäuberlich, blank und in der Ordnung war.

Bis zum achtzehnten Jahre hatte nun Gotthold ein ſtilles Leben geführt am Ufer der Donau, oder vielmehr auf dem Fluſſe ſelbſt, denn er war bei weitem den größten Theil des Tages in ſeinem Nachen auf dem Waſſer beſchäftigt. Als er nun das achtzehnte Jahr erreicht hatte, ging er einſt zum erſtenmal in ſeinem Leben in eine nahgelegene große Stadt, um Fiſche zu Markte zu bringen. Als er aber die Stadt betreten hatte, da hätte er beinahe ſein Geſchäft ganz vergeſſen, denn er konnte ſich kaum von dem Erſtaunen erholen, welches ihn befiel beim erſten Anblicke ſo vieler fremdartigen Gegenſtände. Als er Häuſer, Tempel, öffentliche Plätze und die ſchöngeputzten Stadtbewohner genugſam bewundert und unterdeſſen ſeine Fiſche um guten Preis losgeſchlagen hatte, erregte ein Trupp Soldaten ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten. Die bärtigen Krieger hatten ſich vor einer Schenke gelagert und ließen den weingefüllten Humpen jubelnd herumgehen; drinnen aber in der Stube ſaßen die ſtattlich gekleideten Offiziere und zechten. Gotthold trat, um

ſie genauer betrachten zu können, in die Stube, ließ ſich ein Krüglein reichen und zog durch ſeine hohe, ſchöne Geſtalt bald die Aufmerkſamkeit der Offiziere auf ſich. Dieſe merkten bald, daß ſie der Gegenſtand von des Jünglings Aufmerkſamkeit ſeyen, und flüſterten unter einander, daß ſolch ein Burſche ihrem ganzen Regiment zur Zierde gereichen würde, und deßwegen wollten ſie verſuchen, ob ſie den ſchönen Jüngling nicht für ihren Stand gewinnen könnten. Einer, der ein Werber war, ſetzte ſich zu ihm und fing an mit ihm zu plaudern über Soldatenglück. Dem unerfahrenen Gotthold ſchlug das Herz hoch, als er alle dieſe Prahlereien hörte, welche der Werber vorbrachte und welche der Jüngling arglos glaubte. Endlich als der Liſtige ſah, daß Gotthold von ſeinen Erzählungen ganz hingeriſſen ſey, machte er ihm geradezu den Vorſchlag, unter das hier liegende Regiment zu treten und den bevorſtehenden Kriegszug mitzumachen. Hätte der Jüngling nicht ſeiner Eltern gedacht, er hätte Alles bei Seite geſetzt und wäre ſogleich dem Soldaten gefolgt, allein ein Gedanke an ſeinen braven Vater, an ſeine gute Mutter gab ihm Kraft, ſich loszureißen, wenigſtens für den Augenblick. Er verließ die Schenke, verſprach aber dem Offizier, nach Verfluß von acht Tagen, denn ſo lange ſollte das Regiment noch in der Stadt bleiben, wieder zu kommen und ihm dann ſeinen Entſchluß darzuthun.

Wie im Traume verfolgte Gotthold den Heimweg. Der Soldat hatte ihm eine glänzende Welt

erſchloſſen und ſeine Reden, verbunden mit der erſten Ueberraſchung, mit welcher die Erſcheinungen der Stadt auf ihn gewirkt, hatten eine ungemeine Verwirrung in dem Gemüthe des Jünglings hervorgebracht. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm zu Muthe war, als er wieder in die väterliche Hütte zurückgekehrt war. Alles kam ihm ſo klein, ſo eng vor. Er mußte beinahe weinen, als er ſeinen Kahn, den er immer ſo ſehr geliebt, betrachtete, denn er hatte ja in der Stadt ungeheuer große Nachen geſehen, auf welchen ſich ſogar Stuben und Kammern befanden, und ſein Schifflein war ſo klein, ſo unanſehnlich. Das Fiſchen ſchien ihm ein erbärmliches Geſchäft in Vergleich mit dem rüſtigen Kriegshandwerk, von welchem der Offizier ihm ſo glänzende Scenen vorgeführt hatte. Kurz, Nichts mehr war ihm gerecht und er ſehnte ſich hinaus in die ſchöne, weite Welt.

Am folgenden Morgen, nachdem er aus der Stadt zurückgekehrt war, fragten ihn die Eltern um die Urſache ſeines Trübſinns, und nun bekannte er Alles offen und machte Vater und Mutter mit ſeinem Entſchluß bekannt, nach Verfluß von einigen Tagen in die Stadt zu gehen und in die Reihen der ſtattlichen Krieger zu treten. Der Vater erſchrack, die Mutter ſchlug weinend die Hände über dem Kopf zuſammen. Sie konnten gar nicht begreifen, warum ihr Sohn das ruhige Leben, welches zu Hauſe ſeiner wartete, mit dem unruhigen, beſchwerlichen Kriegshandwerk vertauſchen wolle. Der Vater ſetzte dem

Sohne auseinander, daß ſich im Kriege Alles anders verhalte, als der Offizier es geſchildert. Dieſer habe ſich bloß der Liſt bedient, ſein argloſes Herz mit trügeriſchen Bildern zu erfüllen, um ſich dann ſeiner zu bemeiſtern. „Sieh, mein Sohn,“ ſprach er, „dieſe Leute ſetzen ihren Stolz darauf, wohlgewachſene, rüſtige Burſche unter ihren Fahnen zu haben, und deßwegen hat er uns dich zu verlocken geſucht. Glaube mir, wäre deine Größe um einen Kopf geringer, er hätte es nicht der Mühe werth geachtet, ſich mit dir zu unterreden. Ich weiß wohl, wie es im Kriege zugeht; denn als ich in meiner Jugend meinen Bruder, er ruhe im Frieden, der ſich weit von hier im Sachſenlande geſetzt hatte, einmal beſuchte, da wüthete gerade die Kriegsfurie in jenem Lande, und fürwahr, ich habe daſelbſt keine Spur von dem Glücke gefunden, mit weſſen Vorſpiegelung dich der wüſte Werber verlocken wollte.“ So ſprach der Vater; die Mutter aber weinte und ſagte: „Gotthold, willſt du denn mich und deinen alten Vater zu frühe ins Grab bringen durch dein thöricht Beginnen. Harre und gedulde dich nur noch, bis wir todt ſind, dann magſt du, wenn es dir nicht lieber iſt, wie deine braven Voreltern in dieſer ſtillen Hütte hier, an der Seite eines treuen Weibes, ein ruhiges Leben zu führen, hinausziehen in das unruhige Treiben und dein harmloſes Glück verkaufen um rohes Handwerk und veränderliche Zufälle.“

So ſprachen die Eltern und Gotthelds Herz wurde zwar gerührt, aber die Flamme, welche der

ſchlaue Soldat in ſeinem Buſen angefacht, loderte bald wieder auf in heller Gluth. Er tröſtete ſeine Eltern ſo gut als er konnte und bat ſie um ihren Segen zu ſeinem Vorhaben. „Sehet," ſprach er, „ich möchte mich auch ein bischen in der Welt umſehen, und meine Jugendkraft nicht ſo ganz ungebraucht dahin ſchwinden laſſen. Was thut es, wenn ich einige Jährlein hindurch mich im Soldatenleben herumtummle. Seyd unbeſorgt, ich werde wohl nicht als verlorener Sohn heimkehren. Wenn das Kriegshandwerk ſo iſt, wie Ihr, lieber Vater, es geſchildert, ſo werde ich gewiß desſelben bald ſatt ſeyn und wieder heimkehren. Auf alle Fälle denke ich, es wird mir nicht ſchaden, wenn ich mich auch ein bischen in der Welt umſehe, und ich hoffe nach meiner Rückkehr noch manches Jahr froh und munter mit Euch, meine lieben Eltern, zu verleben. Alſo bekümmert Euch nicht ſo ſehr und ſcheltet mich nicht ob meinem Entſchluſſe." So ſprach der Jüngling und überzeugte die Seinigen auf eine milde, doch feſte Weiſe, daß ſein Vorhaben unveränderlich ſey. Er rüſtete Alles zu ſeiner Abreiſe, welche an dem Tage ſtatt finden ſollte, an welchem er dem Werber verſprochen hatte, in die Stadt zurückzukehren. Die Eltern, welche die frohen Hoffnungen des einzigen Sohnes nicht mehr trüben wollten, gaben ihm unter Thränen ihren Segen.

Am Vorabende ſeiner Abreiſe fuhr Gotthold noch einmal beim Mondſcheine auf ſeinem Kahn hinaus in den ſchönen Donauſtrom. Er wollte Ab-

ſchied nehmen von dieſem Tummelplatze ſeiner glücklichen Jugend. Eine wehmüthige Stimmung befiel ihn, als er von ſeinem Kahne aus die väterliche Hütte ſo friedlich und ſtille im milden Mondlichte liegen ſah. Der Strom ſelbſt glänzte in klarer Heitere und die an dem Ufer üppig emporſprießenden Weiden ſchattirten ſeine Oberfläche mit ſanftem Dunkel. Die ganze Natur ringsum ſchlief bereits und nur hie und da erklang der Nachtigall zartgehaltener Schlag durch die allgemeine Stille. Der Jüngling hatte ſich im Kahn niedergeſetzt und überließ ſich ſeiner Wehmuth, ſeinen Hoffnungen, die wechſelſeitig, ſo wie er bald der Vergangenheit, bald der Zukunft gedachte, in ſeinem Buſen durcheinander wogten. Plötzlich glaubte er von dem Ufer her den Geſang einer Menſchenſtimme zu vernehmen. Er fuhr aus ſeinen Träumereien empor, und wirklich täuſchte er ſich nicht; denn als er aufmerkſam lauſchte, klang ein lieblicher Geſang deutlich an ſein Ohr. Wer ſollte aber in ſpäter Nacht in dieſer einſamen Gegend ein Liedlein ſingen? ſo fragte ſich Gotthold und begierig, dieſe Frage zu löſen, ruderte er dem Klange entgegen. Als er um eine hervorſtehende Uferſpitze bog, erſchaute er eine kleine, von üppigen Weidenſchatten umdunkelte Bucht, welche der Strom hier bildete, und aus dieſer Bucht drangen die Liedertöne hervor. Noch einige Ruderſchläge und nun erblickte er am Ufer eine weiße weibliche Geſtalt, welche auf einem Weidenſtumpf ſaß und mit lieblich tönender Silberſtimme ſang. Bis jetzt

erblickte er nur die flüchtigen Umriſſe der Geſtalt und vernahm das Lied, welches ſie ſang, nicht deutlich, als er aber ſchüchtern noch mehr dem Ufer ſich genähert und von den herabhängenden Zweigen einer großen Weide bedeckt, genauer die Sängerin anſchauen konnte, erblickte er ein überaus ſchönes Mädchen, das in der erſten Blüthe des Lebens zu ſtehen ſchien, und mit melodiſcher Stimme folgendes Liedlein ſang:

Mild glänzen des Stromes Fluthen
In Mondes Zauberlicht,
Und wir, die tief unten ruhten,
Wo die Wog' am Kryſtalle ſich bricht,
Heraus nun ſteigen.
Doch während die Schweſtern den Reigen,
Den fröhlichen, ſchlingen am Strand,
Verweil' ich allein
Im Mondenſchein,
Gefeſſelt durch heiliges Band.
Der Buſen pocht laut und das Auge wird trübe,
Gefeuchtet von Thränen der ſehnenden Liebe.

Kein Wort dieſes Liedes war dem Jüngling entgangen, denn die Stimme, welche es ſang, war ungemein rein und ausdrucksvoll und er lauſchte auch gar aufmerkſam. Es däuchte ihm gar ſonderbarlich, ein ſo zartes Mägdlein in ſpäter Nacht am einſamen Ufer zu treffen und ſo lieblich ſingen zu hören. Ehe er aber noch ſeine Gedanken über dieſe wunderliche Begegnung ordnen konnte, fing die Erſcheinung bereits wieder zu ſingen an. Gottbold ſchaute nach ihr hin und es ſchien ihm, als ob das Mädchen das Antlitz zu ihm herübergewandt, den Blick aber ſchamhaft zu Boden geſchlagen habe. Sie ſang:

Was willſt du Jüngling von hinnen.
In die rauſchende Welt hinaus,
Verſtehſt nicht freundliches Minnen?
O bleibe im friedlichen Haus!
Ich ziehe vorbei an der Schwelle
Auf mondlicht beſäumeter Welle,
Und breite den ſehnenden Arm
Entgegen dir:
O komme zu mir,
Und ruh' mir am Herze warm!
Was willſt du Jüngling von hinnen?
O bleibe, ach bleibe hier!
Verſtehſt nicht mein trauliches Minnen?
O komme, ach komme zu mir!

Hatte der lauſchende Jüngling ſchon vorher die herrliche Stimme, die ſanften Modulationen der Sängerin bewundert, ſo war dieſes noch um ſo mehr bei dem letztern Liede der Fall. Gotthold glaubte eine Engelſtimme zu hören, und die Worte des in den reinſten Tönen auf und abwogenden Liedes griffen mit wunderbarer Macht an ſein Herz. Er wollte hin an das Ufer, um wo möglich ſich über die liebliche Sängerin Kunde zu verſchaffen, allein als er ſeinen Kahn aus dem Weidenſchatten hervorgetrieben hatte, und wieder nach der Sängerin hinſchaute, war dieſe verſchwunden und vergebens ließ er ſeine Blicke das Ufer auf und niederſchweifen, er konnte das ſchöne Mädchen nicht wieder erblicken. Halb traurig darüber und doch wieder erfreut, wenn er des lieblichen Bildes und des Geſanges gedachte, kam Gotthold heim, und die Erinnerung an die liebliche Erſcheinung hielt ihn den größten Theil der Nacht wach.

Am andern Morgen aber, den er doch zu ſeiner

Abreise bestimmt hatte, machte er keine Miene, seinen Entschluß auszuführen, sondern brachte den Tag damit zu, die Ufer des Donaustromes auf das genaueste zu erforschen, ob er nicht eine Spur des holden Wesens, das ihn in voriger Nacht so wunderbar bewegt hatte, aufzufinden vermöchte. Lange suchte er umsonst; endlich aber fand er in der kleinen Bucht, wo ihm die Jungfrau erschienen war, einen weißen Schleier von so zartem Gewebe, wie er noch nie gesehen. Der Schleier aber war mit sonderbaren Figuren durchwoben und strömte einen blendenden Glanz von sich aus. Der Jüngling barg erröthend, und kaum des süßen Gefühles, das der Anblick der nächtlichen Sängerin und ihr Gesang so schnell in seinem Busen erregt, bewußt, den Fund an seinem Herzen, und kehrte mit der frohen Hoffnung, die holde Jungfrau doch wieder zu sehen, in die väterliche Hütte zurück. Seine Eltern verwunderten sich nun gar sehr, daß ihr Sohn auch nicht den entferntesten Gedanken an eine Abreise zu haben schien. Er brachte den Abend mit Fischen zu, lächelte bald still vor sich hin, bald aber flog ein Schatten von Traurigkeit über sein Gesicht. Ja er schien im Geiste oft ganz abwesend zu seyn; denn er sang oft mit gar sonderbarer Melodie ein Liedlein, von welchem die Eltern nur den Ausgang verstanden, der ungefähr folgendermaßen zu lauten schien:

Der Busen pocht und das Auge wird trube,
Gefeuchtet von Thränen der sehnenden Liebe.

oder:

Was willſt du Jüngling von hinnen
In die rauſchende Welt hinaus?
Verſtehſt nicht mein freundliches Minnen?
O bleibe, ach bleibe zu Haus!

Die Eltern konnten ſich dieſe Fröhlichkeit ihres Sohnes nicht recht erklären, freuten ſich aber ſehr, als ſie ſahen, er ſey nicht geſinnt, ſie zu verlaſſen.

Sobald es nun Nacht geworden, ſchlich Gotthold aus ſeiner Kammer, machte vorſichtig, um nicht die Eltern aus dem Schlafe zu wecken, den Kahn los und ruderte raſch der Bucht zu, wo er in vergangener Nacht die Unbekannte geſehen und am Morgen den Schleier gefunden hatte. Seine Hoffnung, die Erſcheinung wieder zu ſchauen, hatte ihn nicht getäuſcht, denn auf der nämlichen Stelle, wo ſie in voriger Nacht ihm erſchienen war, ſaß ſie auch heute und das volle Mondlicht beleuchtete ihre ſchlanke Geſtalt, das Engelantlitz und die langen, wallenden Locken. Als Gotthold ſie erblickte, zitterte ihm das Herz vor Freude und doch getraute er ſich noch nicht, dem Mädchen zu nahen, obgleich ein unwiderſtehlicher Trieb ihn zu ihr hinzog. Als er ſo noch ungewiß war, was er beginnen ſollte, winkte ihm das Mädchen traulich zu und nun alle Bedenklichkeit bei Seite ſetzend, ruderte er den Nachen durch den kleinen Zwiſchenraum, welche ihn von ihr trennte, ſprang an's Land und ſtand nun vor der lieblichen Erſcheinung.

Die alten Sagen mögen ſich wohl nicht ſehr mit der allmähligen Entwickelung des erſten Liebesgefühles beſchäftigen, denn immer deuten ſie dieſes nur mit

kurzen, oft trockenen Worten an, und da dieſes auch bei gegenwärtiger Sage der Fall iſt, ſo halte ich mich nicht für berufen, in dieſer Sache die Sage mehr aufzuſtutzen und unnöthigerweiſe breit zu machen; denn ich denke, es wird jeder Leſer ſo glücklich ſeyn, ſich ganz lebhaft vorſtellen zu können, wie zwei junge, reine Seelen ſich allmählig in einander verlieben. Darum bleibe die Entwicklung von Gottholds und des unbekannten Mädchens, Runa nannte ſie ſich, Liebesgefühlen der Phantaſie eines Jeden überlaſſen.

Es war ein ſonderbares Verhältniß, in dem die beiden jungen Leute zu einander ſtanden. Runa hatte Gottholden ihre Liebe geſchenkt und der Jüngling erwiederte dieſe Neigung ebenſo feurig als herzlich. Runa war ein ſo liebliches Frauenbild, als man es ſich nur denken konnte. Himmelblaue Augen, in denen ſich die wonnige Heitere einer Mondnacht zu ſpiegeln ſchien, dunkle, lang herniederwallende Locken, eine blendende Weiße der Stirne, des Nackens und der Hände, dabei ein wehmüthiger Ausdruck der zarten, feingeſchnittenen Züge; — nein man konnte nichts Schöneres, Edleres ſehen als Runas Geſtalt. Unter dieſem lieblichen Aeußern barg das Mädchen ein reines, ſchönes Gemüth und eine ſittſame Jungfräulichkeit, was ſie in Gottholds Augen, da er auch ein edelgearteter Jüngling war, nur noch liebenswürdiger, noch ſchöner machte. Noch nie hatte der Jüngling die Geliebte nach Heimath, Eltern und dergleichen Verhältniſſen gefragt. Eine gewiſſe Scheu,

deren Grund anzugeben er nicht im Stande war, hielt ihn vor ſolchen Fragen zurück, auch hatte ſie noch nie ſeine Verhältniſſe berührt und da ihm Runa immer als ein edleres Weſen erſchienen war, hielt er es für unbeſcheiden, ſie mit ſolchen Fragen zu beläſtigen. Es genügte ihm, in ihrer Nähe zu ſeyn, ſich ihrer Liebe zu erfreuen. Allnächtlich ſchlich er aus der väterlichen Hütte und ſchiffte zu der einſamen Weidenbucht, wo Runa dann ſchon ſeiner harrte. Unter dem ſüßen Geſchwätze der Liebe verging dann die Nacht und der Jüngling kehrte an jedem Morgen glücklicher zurück.

Den Entſchluß, das Kriegshandwerk zu ergreifen, hatte Gotthold zur unendlichen Beruhigung ſeiner Eltern längſt aufgegeben. Er verrichtete wieder freudig ſeine Fiſchergeſchäfte, und es ſchien, als begleite ihn bei Allem, was er unternahm, ein wunderbares Glück. Hatte der alte Fiſcher oft den ganzen Tag auf dem Strome ſich abgemüht, ohne eine genügende Beute heim zu bringen, ſo durfte Gotthold nur einmal das Netz auswerfen und ſiehe, es wurde ihm ſogleich der reichſte Fang zu Theil. Alles glückte ihm und der Segen einer milden, freundlichen Gewalt ſchien über ihm und über der ganzen Fiſcherfamilie zu walten. Ein behaglicher Wohlſtand zog unmerklich in die Hütte und die Eltern nannten ihren guten Gotthold als den Schöpfer desſelben und als die Stütze und den Troſt ihrer alten Tage.

Bisher war ihnen ganz unbekannt geblieben, in welch innigem Verhältniß ihr Gotthold zu der

unbekannten Maid stehe und ein gewisses Etwas, das er sich durch nichts erklären konnte, hielt den Jüngling ab, seine Liebe den Eltern zu gestehen, da begab sich Etwas, was sein zartes Verhältniß zu der fremden Jungfrau offenbarte. Im nahen Dorfe nämlich wohnte ein reicher Pächter, der hatte eine stolze, hochmüthige Tochter, mit Namen Ethel. Diese sah den Jüngling Gotthold in der Kirche des Dorfes und er schien ihr wohl der schlankste und schönste Bursche weit und breit. Die Liebe bemächtigte sich ihres stolzen Herzens und der Stachel derselben wurde noch verschärft, als sie bemerkte, wie wenig sich Gotthold um ihre Lockungen bekümmerte. So lange er arm war, mußte sie ihre Pein stillschweigend verschließen. Da hatte der alte Fischer und sein Sohn aber eines Tages das Netz in den Strom geworfen und siehe da, sie zogen eine schwere eiserne Truhe herauf, die bis an den Rand mit funkelnden Goldstücken angefüllt war. Die Sage von solchem großen Glücke verbreitete sich weitum, und manches schöne und reiche Mädchen wünschte sich den reichen Gotthold, dessen Schönheit nun, seit er so erstaunlich reich geworden war, allgemeine Anerkennung fand. Jene Pächterstochter breitete nun alle Netze der Lockung und List aus, um den blöden Fischer zu fangen, aber dieser hatte für kein Mädchen Augen, außer für seine schöne Unbekannte. Ergrimmt, daß ihre Liebe nicht erwiedert wurde, beschloß nun Ethel, Alles anzuwenden, um sich an dem Jünglinge zu rächen. Sie ließ jeden seiner Schritte be-

obachten und ein Knecht ihres Vaters bemerkte einſt den Jüngling, als er Nachts aus dem elterlichen Hauſe ſich entfernte, ſtill ſeinen Nachen beſtieg und zu der einſamen Bucht ruderte, wo die Geliebte ſeiner [illegible]etete. Der Knecht ſchlich am Ufer hin und war, verborgen in dichtem Weidengebüſche, Zeuge von der Zuſammenkunft der Liebenden. Wo möglich wollte er der Tochter ſeines Herrn, die ihn auf die Lauer geſandt hatte, Kunde bringen, wer doch das Mädchen ſey, mit welchem hier Gotthold in ſpäter Nacht ſich zuſammenfinde, und deßwegen verſuchte er ſich dem Paare noch mehr zu nähern, von ſeinen Bewegungen aufgeregt raſſelten aber die Weidenbüſche und ein Nachtvogel, der in denſelben geſeſſen, flog mit lautem Geſchrei auf und ſchwirrte über den Häuptern des Paares hin. Der Knecht ſah, wie das Mädchen raſch ihre Hand aus Gotthelds zog und plötzlich gegen den Strom hin eilend verſchwand. Dem Knecht ſchien es, als ob ſie ſich in den Fluß geworfen. Gotthold aber beſtieg ſchnell ſeinen Nachen und ſchwamm auf demſelben den Fluß hinab.

Der Knecht hatte genug geſehen, um ſich für ſeine Nachrichten bei Ethel eines guten Lohnes gewiß zu ſeyn. Am andern Morgen nun war es Sonntag und Gotthold ging in das Dorf hinüber, um dem Gottesdienſte beizuwohnen. Als nun dieſer geendet war und er die Kirche verließ, wurde er auf ſeinem Wege durch die vor dem Gotteshauſe verſammelten Burſche und Mädchen mit höhniſchen Spottreden angefallen.

„Seht doch den züchtigen, blöden Gotthold, wie ihm die Schamhaftigkeit aus allen Winkeln seines keuschen Gesichtes guckt!“ rief ein wüster Bursche.

„Ha, ha,“ lachte ein anderer, „wenn es Nacht geworden ist, da legt er die Keuschheit ab, die Weidenbucht am Donauufer könnte wohl Vieles von seiner Schamhaftigkeit erzählen.“

„Ei,“ kicherte eine derbe Stallmagd, „ei, sein Liebchen soll ja gar fein seyn und recht fürnehm gekleidet gehen.“

„Ja freilich,“ schrie die böse Ethel, „das macht, weil sie eine Nixe ist, eine Fee des Donaustromes; hat man sie doch nächtlicher Weile aus dem Strom tauchen und in ihm verschwinden sehen.“

Ein allgemeines Geschrei erhob sich nun: „Was, der gottesfürchtige Gotthold liebt eine böse Nixe, von denen alles Unheil kommt. Ha, jetzt ist es klar, wo sein plötzlicher Reichthum herkommt; er hat sich dem Teufel verschrieben; er ist ein Heide, ein Ketzer!“

Gotthold, anfangs durch die auf ihn einstürzenden Schmähworte betäubt, gerieth endlich in einen solchen Zorn, daß er die Leute rechts und links mit gewaltigen Faustschlägen auseinanderwarf, und sich auf diese Weise Bahn brechend, den rohen Dorfbewohnern entfloh. Er kehrte nicht in die väterliche Hütte zurück, sondern sein erregtes Gemüth trieb ihn den ganzen Tag in öden Wäldern oder am Ufer der Donau umher. Ethels Worte, daß Runa eine Nixe des Donaustromes sey, hatten einen tiefen Stachel in des Jünglings Gemüth zurückgelassen.

Jetzt fiel ihm erſt ein, wie geheimnißvoll die Geliebte immer bei den nächtlichen Zuſammenkünften gekommen und gegangen ſey; jetzt erinnerte er ſich, wie ſie auch nie nur die leiſeſte Andeutung über Heimath oder Abkunft ihm gegeben und daß er, obgleich ſie mit der rührendſten Zärtlichkeit ihm ergeben war, eine gewiſſe Scheu in ihrer Gegenwart noch nicht habe ablegen können. „Eine Nixe ſoll ſie ſeyn," dachte er bei ſich, „eine böſe, feenartige Nixe; wehe mir dann. Mein Vater hat mir ſchon ſehr Vieles über die Tücke und Bösartigkeit dieſes Geſchlechtes erzählt, und ein ſolches Weſen ſollte ich geliebt und ſo oft in meinen Armen gehalten haben, ohne Etwas zu ahnen? Doch heute Nacht will ich ſie fragen. — Nein gewiß, ſie kann kein böſes Weſen ſeyn!"

Endlich kam die Nacht und ſogleich verfügte ſich der Jüngling zur geliebten Weidenbucht. Nuna war noch nicht da. Als aber Gotthold in Träumereien verſunken einige Zeit unter einer überſchattenden Weide geſeſſen war, fühlte er ſeine Schulter von einer weichen Hand berührt und hörte Nunas melodiſche Stimme flüſtern: „Warum ſo ernſt, mein Freund?" Gotthold, der ſich vorgenommen, die Geliebte auf eine ernſtliche Weiſe zur Rede zu ſtellen über ihr eigentliches Weſen, fuhr raſch von ſeinem Sitze auf; als er aber das liebliche Kind ſo in dem reinen Glanze ihrer ſtrahlenden Schönheit, mit dem milden, ſiegenden Ausdruck und den Engelszügen vor ſich ſtehen ſah, unterdrückte er jede Strenge, zog die Jungfrau neben ſich auf den Weidenſtumpf

und erzählte ihr in ſchonenden Ausdrücken, was ihm heute begegnet ſey.

Ein leichter Schatten von Trauer überflog während des Jünglings Erzählung Runas Antlitz. — „Ach," rief ſie, als er geendet, mit ſchmerzlich bewegter Stimme, „ſo iſt es den böſen Menſchen doch gelungen, unſer Himmelsglück zu zerſtören. O Gotthold, verzeihe mir, daß ich dich ſo lange nicht über mein eigentliches Weſen belehrt. Ich bin eine Nixe dieſes Stromes." Erſchrocken riß ſich Gotthold aus ihrer Umarmung. Sie aber hielt ſeine Hand feſt und mit Thränen dieſelbe benetzend, flötete ſie ihm in den weichſten Schmeicheltönen zu: „O mein Gotthold, höre mich, mir glaube, nicht den böſen, böſen Menſchen."

Gerührt von ihrem Schmerze ſetzte ſich der Jüngling wieder an ihre Seite und nun begann ſie:

„Tief unten in den Klüften des Stromes hauſet unſer Geſchlecht. In kryſtallenen Häuſern wohnen wir, eines ewigen Glückes uns erfreuend. Zuweilen kommen wir herauf an die Ufer unſeres Stromes, um die Einförmigkeit unſeres unterirdiſchen Lebens zu unterbrechen. Bei einer ſolchen Gelegenheit war es, wo ich dich zum erſtenmale ſah. Unſere Herzen ſind für Liebe ſehr empfänglich, und ach, laß es mich dir geſtehen, dein erſter Anblick flößte mir Liebe ein. Nach den unwandelbaren Geſetzen unſerer Geſellſchaft dürfen wir nur ſolche Sterbliche lieben, die immer ihre Seelenreinheit makellos bewahrt haben, eine andere Liebe bringt uns Tod und Verderben. Du

aber wareſt ein keuſcher, edler Jüngling; ich durfte dich lieben, du erwiederteſt meine Neigung, und ach, wer hätte können glücklicher ſeyn als Runa!“ Die Nire hielt hier inne, wie wenn ſie Kraft ſammeln wollte, in ihrer Rede fortzufahren. Gotthold fühlte heiße Thränen über ſeine Hand ſtrömen, die Runa an ihre Bruſt gedrückt hatte. Schon jetzt war aller Unmuth von Gotthold geſchwunden. Er drückte das liebliche Weſen feſt an ſich und ſagte: „O gewiß, Runa, ich war und bin noch jetzt beglückter durch deine Liebe, als es du durch die meine ſeyn kannſt.“

Runa erwiederte ſeine Liebkoſung durch einen ſanften Druck ſeiner Hand und fuhr fort: „Freilich iſt nun mein Glück unwiderbringlich verloren, denn es iſt mir nicht erlaubt, einen Sterblichen zu lieben, ſobald derſelbe meine eigentliche Natur kennt; doch halt! ein Mittel gibt es“ —

Hier brach die Nire plötzlich wieder ab, als ob ſie ſich nicht getraue, ihrem Geliebten das Mittel, wodurch ihre Liebe auch ferner beſtehen könnte, anzuzeigen.

„Nun,“ ermuthigte ſie Gotthold, „nenne mir das Mittel! Ach, ich fühle mich ſtark genug, Alles an deine Liebe zu ſetzen; Alles dafür zu dulden und zu wagen. Nur Eines,“ ſetzte er feſt hinzu, „möchte ich nicht verlieren.“

„Und dieſes Eine iſt?“ fragte die Nire, indem ihre Blicke erwartungsvoll an Gotthold's Mund hefteten.

„Dieſes Eine iſt," entgegnete der Jüngling, „der Glaube an meinen ewigen Gott."

Die Jungfrau ſchien durch dieſe Worte ungemein beruhigt zu werden. Sie blickte den Geliebten zärtlich an und ein Strahl von Freude leuchtete über ihr holdes Geſicht.

„Alſo, böſer Menſch," nahm ſie das Wort, indem ſie ſich vergeblich bemühte, ihren Engelzügen einen zornigen Ausdruck zu geben, „alſo kounteſt du mich wirklich für ein ſo böſes Weſen halten, wie der Aberwitz unſer Geſchlecht ſchildert? Nein, mein Gotthold, da irrſt du ungemein, wenn du etwa glauben ſollteſt, wir verehren nicht feuriger den ewig gütigen und allmächtigen Schöpfer, als ihr Menſchen es thut. Die Wunderwelt, welche er uns freundlich geſchaffen in den geheimnißvollen Waſſertiefen, thut uns in ſtrahlenden Zügen kund, welch ein unbegreiflich hohes Weſen er iſt. — Und ſiehe," fuhr ſie fort, ihr blaues Auge mit dem Ausdrucke der innigſten Frömmigkeit zum mondhellen Himmel erhebend, „wie ſehr muß ich ihn ehren und lieben, da er mir deine Liebe zugewendet, dich mir gegeben hat."

„Ach, verzeihe mir," bat der Jüngling, „daß ich auch nur einen Augenblick an dir gezweifelt habe! — Doch nenne mir das Schutzmittel unſerer Liebe."

„Ich verzeihe dir gerne," entgegnete die Nixe, „haſt du doch Nichts verbrochen. Aber das Mittel —"

„Nun?" fragte Gotthold ungeduldig.

„Du mußt mir folgen hinab in unſere kryſtallenen

Hallen," lispelte Runa kaum hörbar; „dort wird unsere Liebe nie verwelken."

Sie schaute jetzt den Jüngling mit ihren sanften Augensternen so zärtlich bittend an, daß er, bezaubert von der Allgewalt der Liebe, dem süßen Mädchen versprach, Alles ihrer Liebe wegen zu thun.

„So komme denn am morgigen Abend hieher," sprach sie nun, indem sie aufstand und Abschied nahm; „o dann werden wir uns nie mehr trennen müssen."

Beseligt kam der Jüngling nach Hause und liebliche Träume umgaukelten seine Seele, bis der Sonne helles Licht ihn aus dem Schlafe weckte. Er ging hinab in die Stube, und als er von den lieben Eltern sich so gar freundlich gegrüßt sah, als er bedachte, welchen Kummer es ihnen machen würde, wenn ihr Sohn so plötzlich verschwinde, so begann wohl der Entschluß, der Nixe zu folgen in ihr Reich, in seiner Brust zu wanken. Aber Runas Glanzbild schwebte vor seiner Seele und verdrängte jede andere Bewegung aus derselben, als die Liebe zu ihr. Er hielt es für das Beste, seinen Eltern gar nichts von seinem Vorhaben zu entdecken, um ihnen keine unnöthigen Bekümmernisse einzuflößen. Den Tag verbrachte er in großer Unruhe, als es aber Nacht zu werden begann, fand er sich beruhigt und ermuthigt. „Bald ist sie ganz dein," dachte er, und dieser Gedanke erfüllte ihn mit inniger Freude. Nach eingenommenem Abendessen begab er sich auf seine Kammer; als aber die Eltern schliefen, ging er

heraus, kniete vor ihrer Schlafſtube nieder, betete für ihr Wohlergehen und flüſterte ihnen ein herzlich und ſchmerzlich Lebewohl zu. Dann verließ er das Haus und begab ſich am Ufer hin zur theuern Weidenbucht. Eine mächtige Felsplatte ragte dort weit hinaus in den Strom. Gotthold ſtellte ſich darauf und ſchaute mit ſehnenden Blicken über die im Mondlicht ruhig glänzende Oberfläche des Fluſſes hin. Nicht lange ſtand er ſo, als er ſich von Runa umfangen fühlte. „Dank dir, du lieber, lieber Gotthold," flüſterte ſie, indem ſie ihr ſchönes Köpfchen erröthend an ſeinem Buſen barg; „du haſt mir vertraut; nun komme, das Brautgemach iſt bereit." — Sie umſchlang ihn feſter und während er den erſten Kuß auf ihre Lippen drückte und ſie denſelben feurig zurückgab, ſanken ſie hinab in die ſtillen Waſſer und die Fluthen wölbten ſich ſanft ob ihnen zuſammen. —

Wenige Monden nachher deckten zwei friſche Grabeshügel am Stromesufer die müden Ueberreſte des alten Fiſchers und ſeines Weibes. Die Sage, daß Gotthold von einer Nixe hinabgezogen worden ſey in des Stromes Tiefen, verbreitete ſich, mit vielen gehäſſigen Zuſätzen, weit umher. Aber in ſtillen Mondnächten ſah man oft die Liebenden, in weißem Gewande ſtrahlend und in edlerer als irdiſcher Schönheit glänzend, innig umſchlungen aus den Wogen tauchen und mit Blumen und Trauerweidenzweigen die Gräber der Eltern bekränzen.

Der Graf von Zollern und die Würtembergerin.

Der Graf v. Zollern und die Würtembergerin.

Verſchlingen allewea will ich
Dein Gut, dein Schloß, dein Leben, dich!
Kein treues Weib, wie du geglaubt,
Es traf dein Hohn ein Fürſtenhaupt!
G. Schwab.

Zur Zeit Graf Eberhards von Würtemberg lebte auch ein junger Graf von Zollern, der Heinrich geheißen hat und in Krieg und Frieden, in Schimpf und Ernſt ein braver, geachteter Edelmann war. Jahre hindurch hatte er ſich als einen treuen Freund des Grafen Eberhard von Würtemberg bewieſen und war dieſem beigeſtanden in vielen Fährlichkeiten und Nöthen. Der Würtemberger ließ dieſen treuen Freundesdienſten auch gebührende Anerkennung zu Theil werden und Heinrich ſtand wohl ſeinem Herzen am nächſten, ſogar ſchien er dem Zollern oft mehr zu vertrauen, als ſeinem eigenen Ehegemahl. Dieſer beſondere Vorzug nun, den der Graf dem von Zollern zu Theil werden ließ, verdroß die übrigen Fürſtendiener und beſonders auch die geſtrenge Frau Gräfin, Eberhards Weib, gar gewaltig. Während aber Heinrichs übrige Neider ſich damit begnügten, den edeln Ritter zu beneiden und ihn zu verfluchen, hegte die Gräfin ein glühendes Rachegefühl gegen ihn in der Bruſt, und war-

tete nur auf eine günſtige Gelegenheit, ihren Haß gegen den unſchuldigen Heinrich zu befriedigen. So lange nun ihr fürſtlicher Gatte lebte, wollte es ihr nicht gelingen, ihren Plan auszuführen, aber er ſtarb plötzlich eines unerwarteten Todes und nun wollte ſie den verhaßten Zollern fühlen laſſen, daß nun ſie Herr im Lande ſey.

Heinrich war an dem Todbette ſeines geliebten Freundes geſtanden und hatte ihm, während eine ſchöne Thräne ſeine männliche Wange benetzte, die Augen zugedrückt. Als er nun aber der Leiche ſeines Freundes die letzte Liebespflicht erwieſen und ſie zur Ahnengruft begleitet hatte, befahl er, in das gräfliche Schloß zurückgekehrt, ſeinen Knappen ſogleich, die Roſſe vorzuführen, damit er auf Hohenzollern zurückkehre, indem er es nicht mit ſeiner Ehre verträglich hielte, einem ſchwachen Weibe, das jetzt im Lande gebiete, zu gehorchen. Sein Befehl wurde vollzogen und ſchon wollte der Graf mit den Seinen ſich zu Pferde ſetzen, als der verwittibten Gräfin Kämmerer aus dem Schloſſe trat und ihm ankündigte, er ſolle ſogleich vor der gnädigen Frau erſcheinen, um gewiſſe Befehle zu empfangen.

„Was," rief der ſtattliche Jüngling, nachdem er des Kämmerers Auftrag vernommen; „glaubt ſie denn, ich werde dieſem Befehle Folge leiſten? Mein edler Freund und Gönner, Herr Eberhard, liegt im kühlen Schooß der Erde, und nun glaubt das ſtolze Weib wohl, ich, ein freier Edelmann, werde mir von ihr Befehle vorſchreiben laſſen. Ich weiß

nur zu gut, welche Ränke ſie gegen mich angeſponnen; ich haſſe ſie, ich biete ihr Trotz."

„Bedenkt, edler Herr!" warnte der Kämmerer.

„Was bedenken," rief der Ritter, „ich fürchte mich vor keinem Weibe. Sagt ihr," ſetzte er noch hinzu, indem er ſich in den Sattel ſchwang, „ſagt ihr, Heinrich von Zollern werde nie einem Weibe gehorchen!"

Der Kämmerer ging. Heinrich aber ritt mit ſeinem Häuflein ſtolz durch Stuttgarts Gaſſen und langſam zum Thore hinaus, um zu zeigen, wie wenig er ſich vor den Folgen ſeiner kühnen Aeußerungen fürchte. Er pfiff ein freudiges Reiterſtücklein vor ſich hin und kam nach einem ſcharfen Ritte in fröhlicher Stimmung auf ſeiner ſchönen Stammburg, die noch in unſern Tagen ihr Haupt ſtolz in die Wolken erhebt, an.

Ein paar Tage waren vergangen und der Burgherr ſaß gerade bei einem Humpen trefflichen Weines im hohen Ahnenſaale, da meldete man ihm einen würtembergiſchen Reiſigen, der ein Schreiben an ihn zu beſtellen habe. „Hm," dachte der junge Mann, „ein Liebesbrief iſt es gewiß nicht; doch wir wollen ſehen, was mir die Würtembergerin wohl ſchreiben mag."

Mit dieſem Gedanken ließ er den Boten hereinkommen, welcher ihm mit einer ſtummen Verbeugung ein klein Brieflein überreichte. Der Graf ließ den Burgkaplan, vor deſſen Weisheit er viel Achtung hatte, herbeirufen, um die Schriftzüge zu entziffern, da er ſelbſt es in der Leſekunſt nicht einmal bis zum

Abc gebracht hatte. Der Pfaffe kam und las dem Grafen die Botſchaft vor. Dieſe aber lautete ganz kurz und zwar folgendermaßen:

„Auf dem Schloßplatze unſerer Hofburg in Stuttgart habt Ihr meiner geſpottet, Herr Graf, ſprechend: Es wird kein Weib verſchlingen mich! Ich thue nun aber Euch hiemit kund und zu wiſſen, daß ich allewege Euch, Eure Veſte, Euer Leben und Euer Gut zu verſchlingen trachte, ich ein ſchwaches und feiges Weib,

die Gräfin von Würtemberg."

So gegeben in unſerer Hofburg
am St. Simons-Tag.

„Verſchlingen will ſie mich?" lachte Heinrich, als er die Botſchaft vernommen hatte, „nun dann muß ſie allerdings eine ſtarke Eßluſt haben. „Doch Freund," fuhr er fort, indem er ſich zu dem Boten wandte, „trinke hier einen Becher Rheinwein, und dann kehre zu deiner Gebieterin zurück, vermeldend: So lange noch Heinrich von Zollern lebe, werde er nie einem Weibe dienen, und er habe noch einmal vor deinen Ohren wiederholt, daß er nicht fürchte, von ihr verſchlungen zu werden."

Der Bote verließ die Burg und Heinrich ſetzte ſich wieder ganz ruhig zum Humpen, als wäre Nichts vorgefallen. Als er aber am andern Morgen in den Burghof herunterkam, um ſeine Befehle wegen Verwahrung der Burg zu geben, da begegnete ſein Blick nur traurigen Mienen auf den Geſichtern ſeiner Leute. „Hei," rief er, „warum ſteht ihr denn ſo

bleich und traurig, als hättet ihr euer Seelenheil dem Teufel vermacht, rührt euch, zu Pferde, wir müssen heute die Burg mit Lebensmitteln versehen."

„Hm, Herr," stotterten einige.

„Nun was soll es?" fragte der Graf ungeduldig. „Wir stehen so betrübt hier," entgegnete ihm sein alter Leibknappe, „weil es wohl zu spät seyn möchte, jetzt Lebensmittel für eine Belagerung aufzutreiben. Denn steigt nur auf die Warte, edler Herr, so werdet Ihr Euch sogleich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen."

Der Graf bestieg, sich über diese Rede gar sehr verwundernd, die Warte, und prallte oben angekommen erstaunt vor dem Anblicke zurück, der sich unten am Fuße des Schloßberges darbot. Rings um seine Veste hatte sich nämlich bedeutendes Kriegsvolk gelagert, dessen weiße Zelten in der Morgensonne gleißten. Auf einem kleinen Hügel in der Mitte des Lagers flatterte stolz das Banner von Würtemberg und verkündete Heinrichen, daß seine grimme Feindin, die Gräfin von Würtemberg, bereits angefangen, ihre Drohungen auszuführen. „Bei Lanze und Schwert," murmelte der Graf vor sich hin, „sie hat mir schon einen Streich gespielt, indem sie meine Burg umschloß, ehe ich daran dachte, mich mit Lebensmitteln zu versehen, und da Alles auf eine ernste Belagerung deutet, so muß mir dieses sehr unangenehm seyn."

Während er so sprach, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen zweiten Kriegerharst erregt, der über

die Vorhügel der Alb herunterziehend, ſeiner Burg ſich nahte. Die Neuankommenden waren beinahe eben ſo ſtark, als die gelagerten Würtemberger, und Heinrich rieth hin und her, wer ſie wohl ſeyn möchten. Ehe er noch darüber mit ſich einig werden konnte, rief ihn ſein Leibknappe in den Ritterſaal hinunter, wo ein fremder Reiſiger ſeiner harre. Heinrich ging hinunter und der fremde Krieger kündigte ſich ihm als einen vereideten Reitersmann der Stadt Ulm an und überbrachte dem Grafen den Abſagebrief ſeiner Stadt, worin vermeldet wurde, daß ein hochlöblicher Magiſtrat von Ulm den Grafen von Zollern befehden wolle mit Schwert und Feuer, der vielen Unbill wegen, ſo der Graf der freien Reichsſtadt ſchon zugefügt.

Nun wußte alſo Heinrich, weßwegen der zweite Heerhaufen vor ſeine Burg gerückt ſey. Bald vereinigten ſich die Würtemberger und Ulmer, um mit allen Kräften ſich der Burg des jungen Grafen zu bemächtigen. Die Gräfin von Würtemberg, welche ſelbſt im Lager ſich befand, ſpornte die Ihrigen und ihre neuen Bundesgenoſſen zur unaufhörlichen Thätigkeit an, doch nicht unthätiger kämpfte Heinrich den Belagerern entgegen. Er war überall zugegen, wo Gefahr drohte, und ehe die Lebensmittel in der Burg zu mangeln begannen, konnten ſich die Feinde durchaus keines errungenen Vortheiles rühmen. Aber jener Fall trat nur zu bald ein. Die Veſte war nur auf einige Monden mit Mundbedarf verſehen, und als der Graf durch kühne Ausfälle ſich einigemale

wieder aus seinen umliegenden Besitzungen damit versorgt hatte, verheerte der Feind auf Anstiften der Gräfin ringsum das platte Land, daß es dem Belagerten keine Lebensmittel mehr darbieten könnte. Alles weithin glich einer Wüste und der Graf schaute traurig hernieder auf seine sonst so blühenden Thäler, Wälder und Felder. Dennoch gab er sich nicht und verfolgte seine muthige Gegenwehr. Aber Keller und Speisekammer waren leer, und Zollerns Leute, welche vor Kraftlosigkeit kaum noch die Waffen schleppen konnten, begehrten, ihr Gebieter möchte mit dem Feinde unterhandeln, indem in einigen Tagen er und sie unfehlbar durch schmählichen Hungertod zu Grunde gehen müßten. Der Graf aber wollte Nichts vom Unterhandeln hören. Als er aber traurig eines Tages auf der Warte stand und sich rings umschaute, ob wohl gar keine Rettung mehr möglich sey, da konnte er sich nicht enthalten, vor sich hinzumurmeln: „Verschlungen hat sie doch mein Gut!“

Am andern Morgen unternahmen die Feinde einen allgemeinen Sturm, und da die Knappen des Grafen ihnen sowohl an Zahl weit nachstanden, als auch der Hunger ihre Kräfte aufgezehrt hatte, so wurden sie Herr der Mauern und Thore. Nur wo Heinrich kämpfte, konnten sie lange nicht obsiegen, bis auch ihm endlich die Kräfte schwanden und er aus vielen Wunden blutend von einer überlegenen Feindeszahl gefangen wurde.

Welch ein Jubel verbreitete sich durch die feindlichen Haufen, als der Graf gefesselt in das Lager

der Würtembergerin geführt wurde. Die Ulmer überließen nämlich den Gefangenen der ſtolzen Gräfin, überzeugt, daß dieſelbe ſich und ſie ſattſam an ihm rächen würde. Die Gefühle des armen Heinrichs kann ſich wohl Jeder vorſtellen, als er blutend und erſchöpft vor ſeine grimmige Feindin geſchleppt wurde. Er mußte alle ſeine geiſtigen Kräfte zuſammenraffen, um der körperlichen Schwäche nicht die Oberhand zu laſſen, und ruhig und mit Würde trat er vor ſeine Siegerin, entſchloſſen, Hohn und Schimpf kaltblütig zu ertragen, um durch Schweigen ihr zu zeigen, daß er auch in Banden noch eine verächtliche Geſinnung gegen ſie hege. Die ſtolze Gräfin trat dem Beſiegten in glänzendem Schmucke entgegen, und ein Strahl der glühendſten Freude leuchtete aus ihren Augen, als ſie den Mann gefeſſelt vor ſich ſah, der es gewagt hatte, ihr öffentlich Hohn zu ſprechen. Gegen Heinrichs Erwartung aber begnügte ſie ſich, ihn mit haßfunkelnden Augen anzublitzen, und kein Wort ging über ihre Lippen. Er ſtand trotzig und ungebeugt vor ihr, obgleich der Schmerz ſeiner Wunden ihm die Nerven zuſammenzog. Endlich lächelte die Gräfin gar argliſtig und höhniſch und wandte ſich von dem Gefangenen weg, einer Schaar von Bewaffneten zuwinkend, die ſich hinter dem Grafen aufgeſtellt hatte. Die Krieger ſchienen den Wink wohl zu verſtehen, denn ſie führten den Gefangenen hinweg und nachdem ſeine Wunden in Eile verbunden waren, wurde er auf ein Pferd geſetzt, es wurden ihm die Augen verhüllt, die Be-

waffneten umgaben ihn von allen Seiten, einer nahm sein Roß am Zügel und so ging es fort, er wußte nicht wohin. Kaum hatte er noch Zeit, bevor ihm die Augen verbunden wurden, einen kurzen Scheideblick nach seiner geliebten Stammburg hinauf zu senden, und als er das würtembergische Banner auf ihren Zinnen flattern sah, seufzte er unwillkührlich und sprach in düsterem Schmerze vor sich hin: Verschlungen hat sie nun mein schönes Schloß.

Der Graf wurde von seinen Begleitern ohne Unterbrechung, außer wenn sie ihm etwa einen Becher schlechten Weines zur Stärkung reichten, fortgeführt, bis die Nacht am Horizont heraufstieg und mit dunkeln Schatten die Erde zu umhüllen begann. Nun hielt der Zug auf einer Anhöhe; es wurde dem Grafen die Binde von den Augen genommen, er sah sich nun einem festen Thurme gegenüber, dessen schwärzliche Mauern von den hie und da aus dem Gewölke brechenden Mondesstrahlen schauerlich erleuchtet wurden. Nun verließen aber den Grafen seine bisher mühsam behaupteten Kräfte. Der lange Ritt hatte ihn zu sehr angestrengt und er sank halb bewußtlos vom Rosse. Kaum hörte er noch den Anführer seiner Hüter, welcher mit rauher Stimme zu ihm sprach: „So, hier in diesem stattlichen Thurme sollt Ihr jetzt künftighin wohnen, edler Herr; nehmt Euch aber in Acht, Euern Spott nicht gegen die spröden Eulen zu richten, die Euch freundschaftlich Gesellschaft leisten werden; sie sind gar ehrbare Thiere und verstehen keinen Spaß. Ihr habt nun wohl gesehen, wie weit Euch höhnende Reden gebracht haben.“

Als der Graf, der während dieſer Worte in Beſinnungsloſigkeit gefallen war, wieder aus ſeiner Betäubung erwachte, fand er ſich in einem dunkeln niedrigen Gemache, und da nur durch ein eng verwahrtes Fenſterlein eine ſparſame Tageshelle in das Gewölbe fiel, und er ſich an Händen und Füßen gefeſſelt fand, auch eine unangenehme Feuchte verſpürte und ein leiſes Seufzen neben ſich hörte, das wie Unkenruf tönte, ſo konnte er nicht lange ungewiß ſeyn, daß er in einem jener ſchrecklichen Kerker ſich befinde, in welchen zu damaliger Zeit ſo Mancher auf elendigliche Weiſe oft Jahre lang vegetirte, denn leben kann man wohl das Fortbeſtehen eines menſchlichen Geſchöpfes in ſolcher Lage nicht nennen. Ein Schauder überfröſtelte den kranken Körper des Gefangenen und drang mit eiſiger Kälte tief hinein in ſeine Seele, als er zur vollen Ueberzeugung ſeines entſetzlichen Schickſales gekommen war. Er bezwang ſeine Schwäche und erhob ſich von dem ärmlichen Strohlager, auf dem er bei ſeinem Erwachen gelegen, um durch nähere Unterſuchung ſeines Aufenthaltsortes ſich zu überzeugen, daß dieß Alles kein Traum ſey und ob Menſchen ihn wirklich ſo grauſam behandeln könnten. Die Unterſuchung aber führte ihn nicht weiter als zu der peinlichen Gewißheit ſeines traurigen Looſes, und hatten ihm auch ſeine Körperſchwäche und die Schmerzen ſeiner Wunden erlaubt, einige Zeit in aufrechter Stellung zu bleiben, ſo duldeten dieſes die ſchweren Feſſeln nicht, welche ſeine ermatteten Glieder wieder auf das elende Lager nieder-

zogen. Ein Heer düsterer Gedanken umfluthete nun Heinrichens Seele, und gewiß ein minder kräftiges Gemüth hätte diese schweren Schicksalsproben nicht ausgehalten, sondern wäre untergegangen in Nacht und Wahnsinn. Er, immer gewöhnt, sich keine Freiheit zu versagen, sollte hier, umfangen von Kerker und Fesseln, seine Tage hinschleppen. Nimmer war es ihm vergönnt, an der Spitze seiner braven Vasallen, auf muthigem Rosse zur männererregenden Feldschlacht zu ziehen. Hier sollte er liegen und vermodern in Unthätigkeit, in Körper- und Seelenleiden. Er bekam kein menschliches Wesen zu sehen in seiner schaurigen Einsamkeit. Durch eine kleine eiserne Fallthüre, die oben in dem Gewölbe angebracht war, wurde ihm täglich seine spärliche Kost, schlechtes Brod und Wasser an einem Seile herniedergelassen. Seine einzige Gesellschaft war der Sturmwind, der Nachts um seinen Kerker heulte, und eine Eule, die außerhalb des Fensterleins seiner Zelle ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, und durch ihre nächtlichen Klagetöne gleichsam des Gefangenen Seelenschmerz äußerte. Anfangs hatte der Graf noch eine Hoffnung in sich erhalten, daß seine Feindin seine Gefangenschaft nicht allzu lange würde dauern lassen, aber in dieser Hoffnung betrog er sich sehr. Die Gräfin hatte beschlossen in ihrem Grimme, nicht eher sollte der Gefangene das Tageslicht wieder schauen, als bis sie hinabgesunken wäre in die Gruft. Und als nun der Gefangene jede Hoffnung, seine Freiheit wieder zu erlangen, schwinden ließ, fand er

einigen Troſt darin, ſeiner Feindin keine Wohlthat verdanken zu müſſen. Wenn er an jenes höhniſche Lächeln dachte, womit ſie ihn zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilt hatte, ſo glaubte er eine Art von Beruhigung darin zu finden, ſich niemals vor dieſem Weibe gebeugt zu haben und auch ferner keine Wohlthaten von ihr empfangen zu müſſen. Er ſtärkte ſich mit edlem Gleichmuth und lebendigem Vertrauen auf den Ewigen, der auch durch Kerkernacht ſeine milden Hoffnungsſtrahlen auf das Haupt des duldenden Unglücklichen fallen laſſen kann.

So verbrachte er in ſeinem Kerker lange Jahre. Da raſſelte eines Tages die Eiſenthüre und herein traten zwei Geſtalten, die den Grafen raſch entfeſſelten und ihn hinausleiteten aus dem Reich der Finſterniß ins reine, volle Tageslicht. Geblendet ſchlug Heinrich die Augen nieder. Ihm war, als tauche er aus einem düſtern Labyrinth voll Finſterniß und Graus empor in eine höhere, ſchönere Welt. Endlich vermochte er allmählig hinauszublicken in das Reich des Lichtes und Friſche. Da lagen ſie vor ihm die Auen und Wälder, ſo grün, ſo blühend wie ehemals, und er war geworden ſo alt. In wenigen Jahren hatte ſich ſein jugendliches Geſicht in tiefe Falten gelegt, ſein Haar war grau geworden und ein langer, weißer Bart floß ihm bis zur Hüfte hinab.

Aus den Gedanken, in welchen ihn die Empfindungen zwiſchen einſt und jetzt verſenkten, weckte ihn eine bekannte Stimme. Er ſah ſich um und ſiehe da, ſein alter Leibknappe kniete vor ihm und

blickte mit thränendem Blick zu dem geliebten Herrn auf. Dieſer aber, verſtehend des treuen Diener Zähre, hob ihn auf und ſprach, wehmüthig lächelnd: „Verſchlungen hat ſie mein Leben.“ — Dann fragte er, wie er hieher komme?

„O Herr,“ erwiederte der alte Knappe, „das grimme Weib iſt endlich todt und Ihr ſeyd frei. Eure Burg gehört wieder Euch und ich habe Eure getreuen Vaſallen hieher geführt, um Euch im Triumphe auf Euer Stammſchloß zu geleiten.

Während der alte Knappe ſo ſprach, war ein reiſiger Zug in gleißenden Harniſchen, das Banner der Grafen von Hohenzollern in ſeiner Mitte, vor dem Gefängnißthurme aufgeritten. Zwei Edelknaben führten dem Grafen ein auserleſenes Schlachtroß vor. Zwei andere kleideten ihren wiederbefreiten Gebieter mit ritterlichem Gewande. Einen dankenden Blick warf der Graf gen Himmel, als er wieder ſeine treue Wehr umgürtete; dann ſchwang er ſich aufs Roß, und ſprach ernſt und feierlich: „Verſchlungen hat jenes Weib, wie ſie gedroht, mein Gut, mein Schloß, mein Leben; aber ſie hat mir mich ſelbſt, meine beſſere Kraft nicht entreißen können, und ich fühle jetzt wieder eine Lohe des alten Muthes meine Adern durchglühen. Aber auf Hohenzollern kehre ich nicht wieder zurück. Die Bilder meiner Ahnen würden daſelbſt mit Zorn auf mich herabblicken, der ich nicht im Stande war, ihre Gruft und das Haus, welches ſie ihren Enkeln erbaut, vor feindlicher Entehrung zu ſchützen. Wer

mir folgen will, der nehme Schwert und Schild, ich ziehe nach Palästina in Gottes Fehde, einer heiligen Sache will ich fortan meine noch übrige Kraft weihen!" So sprach der Graf, und seine treuen Vasallen schlugen klirrend die Waffen zusammen, rufend, er möge sie führen, wohin er wolle, sie würden nie zurückbleiben.

Ohne weitere Fährlichkeiten gelangte Heinrich mit den Seinigen nach Palästina, und die alte Kraft schien ihn wieder zu beleben, als er das heilige Land betrat. In allen Schlachten gegen die Ungläubigen wehte sein Banner in den vordersten Reihen der Kämpfenden, und wo Gefahr, da war gewiß der Graf von Zollern und sein alter Leibknappe zu finden. Beim Sturme auf Jerusalem waren die beiden unter den Ersten auf den Mauern; und als die Stadt ganz in der Gewalt sich befand, wallfahrte der Graf demüthig zum Grabe des Heilands. Dort verrichtete er inbrünstig sein Gebet und dankte Gott für die Gnade, ihn aus dem Kerker befreit und ihm vergönnt zu haben, hier seinen Dank in Demuth darzubringen. Als er aber sich von den Knieen erhoben hatte, überzog Todesbleiche sein Antlitz und er sank dem treuen Leibknappen in die Arme. Seine Augen wurden starr, sein Blut stand still und kaum konnte er noch, ehe der Tod ihm an's Herz trat, mit bleichem Munde leise murmeln: Verschlungen hat sie nun auch mich!

Das Bergmännlein.

Das Bergmännlein.

Habt Ihr meine Hallen geſehen und die weiten Säle meines Palaſtes? Glänzen nicht ihre Wände wie Silber? Wölben die Decken ſich nicht, wie aus Perlen und Diamanten zuſammengeſetzt? Werden ſie nicht getragen von Säulen, die von Smaragden und Rubinen und allen Edelſteinen der Erde prangen?

W. Hauff.

In einem ſchönen Waldthale in jener romantiſchen Gegend, welche der obenangeführte Dichter zu klaſſiſchem Boden umgewandelt hat, indem er die edeln Helden- und Frauenbilder, welche ſein Lichtenſtein uns vorführt, vorzüglich in ihr walten und handeln läßt, lebte vor vielen Jahrhunderten eine arme Köhlersfamilie. Damals deckte dichter Wald noch die Gegend, der nur hie und da von einer ritterlichen Burg überragt wurde, und deſſen Einſamkeit nur ſpärliche Hütten unterbrachen. Die Herrſchaft der Mutter Natur ſtand daſelbſt noch feſt und freie Bergwälder rauſchten fröhlich unter ihrem linden, mütterlichen Scepter.

Die Wohnung der Köhlersfamilie lag in tiefer Einſamkeit des Forſtes, und ihre Bewohner kamen nur dadurch mit der übrigen Welt hie und da in Verbindung, daß der Hausvater ſeine Kohlen in

Städte brachte, die in den niederen Gegenden des Landes gelegen waren und daſelbſt für den Erlös ſeiner Waare die genügſamen Bedürfniſſe ſeiner Familie eintauſchte. Wenn er von einem ſolchen Gange dann wieder zu den Seinigen zurückkehrte, däuchten dieſen ſeine Erzählungen von dem regen Treiben der Menſchen, welche außerhalb der Gränzen dieſer Wälder wohnten, gar ſeltſam, und hie und da wünſchten ſie ſich wohl auch hinaus in dieſes bunte Leben, aber der erfahrene Köhler verſicherte ſie, man lebe dort nicht ſo zufrieden, wie in dieſer Waldeseinſamkeit, und ſie glaubten ſeiner Verſicherung.

Die Köhlerfamilie nun beſtand aus dem noch rüſtigen Hausvater, aus einem Sohne, der zum Jünglinge herangereift war und aus zwei Töchtern, deren eine erwachſen war, die andere aber noch in den Kinderjahren ſtand. Die fromme, geſchäftige Hausmutter darf nicht vergeſſen werden. Noch zu erwähnen iſt ein ſechstes Mitglied der Familie, das ſtille, ſinnige Mädchen Cilla, welches ein Pflegekind derſelben war. Es hatte eine eigene Bewandtniß mit dieſer Cilla. Fünfzehn Jahre nämlich, ehe ſich die Vorfälle ereigneten, mit denen ſich die kurze Sage beſchäftigt, war an einem ſtürmiſchen Herbſtabend, als es ſchon zu dunkeln begann, ein fremder Mann bei den Köhlersleuten eingetreten und hatte ſie beſcheidentlich um ein Nachtlager erſucht. Der Köhler und ſeine Gattin gewährten ihm ſogleich dieſe Bitte und bewirtheten den fremden, ſeltſamen Gaſt ſo gut ſie es vermochten. Seltſam aber ſchien

er ihnen seiner verwachsenen Gestalt, seines unruhigen Benehmens und seiner auffallenden Kleidung wegen. Er war von sehr kleinem Wuchse, hatte aber ein unförmlich großes Haupt und sein Gesicht war mit abschreckenden Runzeln über und über bedeckt. Seine Hände und Füße waren plump und schienen zu seinem winzigen Körper gar schlecht zu passen. Dieses Aeußere wurde noch abschreckender gemacht durch wunderliche Verzerrung der häßlichen Züge, durch ein krächzendes Kichern, welches der Gast nach jedem Worte hervorstieß und durch die beinahe fratzenhaften Bewegungen seiner ungelenken Arme und Beine. Er trug ein brennend gelbes Unterkleid von Seidenzeug, darüber aber hatte er einen großen schwarzen Mantel geworfen, der, aus grober Wolle verfertigt, gar sonderbar gegen den zierlichen Leibrock abstach. Eine wunderlich geformte Mütze saß ihm schief auf dem Kopfe, und eine lange rothe Feder wehte von ihr herab und bürstete den buckligen Rücken des Fremden. In der Hand hielt er ein kleines, glitzerndes Stäbchen, welches er nicht ablegte, und einen großen Binsenkorb, der wohl mit Tüchern verwahrt war, trug er unter dem linken Arm und setzte diese Bürde sorgsam neben den Sitz nieder, welchen ihm die Gastfreundlichkeit der Köhlersleute angewiesen.

Diese konnten sich nicht genug über ihren Gast verwundern, und wenn sie sein sonderliches Wesen beinahe zum Lachen brachte, so flößte ihnen ein gewisser Ausdruck, den die Mienen des Fremden unter den lächerlichsten Verzerrungen verbargen, wieder

ein Gefühl vor demſelben ein, das beinahe an Ehrfurcht gränzte. Der Gaſt benahm ſich gar freundlich gegen ſeine Wirthe und liebkoste ihr kleines Söhnlein Oswald, das damals etwa zwei Jahre alt war. Der Kleine empfand auch gar keine Furcht vor dem Fremdling, obgleich ſeine Eltern zuweilen dieſes Gefühl ergriff, wenn das Auge ihres Gaſtes ſo ſtechend auf ſie traf. Als nun die Zeit der Nachtruhe herangekommen war, kündigte die Hausfrau demſelben an, ſie habe ihm in einem Kämmerlein ein Nachtlager bereitet. Der Gaſt aber erklärte, er wünſche in dem Armſtuhl, in welchem er ſaß, die Nacht zuzubringen, indem es ihm gar behaglich ſey im warmen Stübchen, und er ſich aus Bequemlichkeiten nicht viel mache.

Mit dieſen Worten ſchob er den mitgebrachten Binſenkorb mit Sorgfalt unter ſeinen Sitz, und legte ſich im weiten Armſtuhle zum Schlafe zurecht, ſeinen Wirthen freundlich gute Nacht bietend. Die Köhlersleute ließen ihrem Gaſte ſeinen Willen und verfügten ſich, nachdem ſie ſeinen Gruß erwiedert hatten, zur Ruhe. Noch lange hielt ſie aber das Geſpräch über ihren ſonderbaren Gaſt wach und ſie ſtellten allerlei Vermuthungen auf, wer doch wohl derſelbe ſeyn könnte. Als ſie aber am folgenden Morgen die Wohnſtube betraten, war der Gaſt verſchwunden und ſie ſuchten in der ganzen Hütte vergebens. Die Hausthüre und das Fenſter waren feſt verſchloſſen wie am Abend und ſo konnten ſie ſich nicht erklären, welchen Ausweg der Fremde genommen. Jetzt er-

blickten ſie den Binſenkorb desſelben, den er vor ſeinem Fortgehen auf den Tiſch geſtellt hatte, und es ſchienen ihnen aus demſelben Töne, wie gedämpftes Kinderweinen, zu kommen. Furchtſam naheten ſie ſich dem Korbe und wußten nicht, was ſie damit anfangen ſollten. Der kleine Oswald aber, den die Mutter neben dem Korbe niedergeſetzt hatte, verſuchte in kindiſchem Spiele den Deckel desſelben zu heben, und ſiehe, es gelang. Welch ein Anblick aber bot ſich nun den erſtaunten Köhlersleuten dar! Auf ſchneeweißen Kiſſen in glänzenden Windeln lag in dem Korbe ein zartes Mägdlein, das höchſtens ein Vierteljahr alt ſeyn mochte, und jetzt ſo eben aus dem Schlafe erwacht dem kleinen Oswald entgegenwimmerte. Nachdem ſich die Köhlersleute von ihrem erſten Erſtaunen erholt hatten, konnten ſie bemerken, welche Anmuth in den weichen Zügen des Kindes liege, und die Lieblichkeit derſelben erregte ſogleich alle die ſanften Gefühle der Weiblichkeit in der Bruſt der Köhlersfrau. Sie nahm das Kind in ihre Arme und dadurch wurde es aufgenommen in den Schooß der Köhlersfamilie. Der Hausvater bemerkte nun auch, daß das Mägdlein ein glitzerndes Kleinod an einer weißen Perlenſchnur um den Hals hängen hatte, woran ein kleiner Zettel befeſtigt war. Der Köhler war in früheren Jahren Kirchdiener in einem benachbarten Kloſter geweſen, und ein gutmüthiger Mönch hatte ihn leſen gelehrt. So war er im Stande, die auf dem Zettel geſchriebenen Worte zu entziffern. Sie gaben aber

weiter keinen Aufſchluß über das Kind, außer daß ſie anzeigten, dasſelbe habe in der heiligen Taufe den Namen Cilla erhalten.

Die kleine Cilla wuchs mit Oswald und einem Töchterlein, welches die Köhlersleute bald nach der Aufnahme des fremden Kindes in ihre Familie erhielten, friſch heran und wurde geſund an Körper und Geiſt. Die beiden Mädchen blüheten zu ſchönen Jungfrauen heran, doch entfaltete ſich Cillas Schönheit zu wundervoller Lieblichkeit und Anmuth. Zwiſchen den beiden Mädchen ſtand der männlich ſchöne, ſchlank gewachſene Oswald in fröhlicher Kraft, und ein nachgeborenes Töchterlein der Familie hatte ſich des Schutzes und der Liebe des erwachſenen Kleeblattes zu erfreuen.

Von Jugend auf hatte ſich in Oswald ein gar ungewohnter Charakter gezeigt, den ſein Vater nicht ganz verſtand. Der Knabe fand keinen Geſchmack an dem einförmigen Köhlerleben. Viel lieber kletterte er auf Bergen und Felſen umher und raſtlos von Thal zur Höhe, von Quelle zu Quelle, von Bach zu Bach zu ſtreifen, und den Geheimniſſen der großartigen Natur nachzuforſchen, die ſich rings um ſeine Wiege ausbreitete, das ſchien ihm das köſtlichſte Vergnügen, und dieſe ſeine Begierde ſuchte er auf jede Weiſe zu befriedigen. Tagelang durchſchweifte er die ungeheuern Wälder ſeiner Heimath und weitum kannte er alle ſchönen Waldesplätze, alle hohen Felſen und lieblichen Thäler mit ihrem friſchen Grün und mit ihren rieſelnden Quellen und rauſchenden Bächen.

Oft schlich er sich von den übrigen Kindern hinweg, ihre Spiele verlassend, um einen besonders hohen Waldbaum, einen schönen Wasserfall zu besuchen, den er auf seinen Wanderungen von ungefähr aufgefunden, und stundenlang konnte er solche Naturwunder anschauen, ohne sich von etwas Anderem stören zu lassen. Ein feiner, zarter Sinn machte sich täglich in dem Knaben mehr bemerkbar, und er schien gar nicht hieher in die niedrige Köhlershütte zu gehören.

Von Jugend auf hatte die stille Cilla einen mächtigen Einfluß auf das Gemüth Oswalds geübt, und mit den Jahren der jungen Leute nahm dieser Einfluß immer mehr zu, ohne daß sich das Mädchen erklären konnte, woher es komme, daß ein Blick von ihr hinreiche, den Knaben zu Allem, was man von ihm verlangte, willfährig zu machen. Ein geheimnißvoller Drang zog Beide zu einander hin, und dieser Drang that sich in der Kindheit durch eine unbegrenzte Zärtlichkeit, in reiferen Jahren durch eine sinnige Anhänglichkeit und gegenseitige Aufmerksamkeit kund. Oswald und Cilla schienen nur für einander zu leben und eines war nur im andern sich bewußt.

So war Oswald neunzehn, Cilla siebzehn Jahre alt geworden, und der Jüngling dachte nun ernstlich daran, ein Gewerbe zu ergreifen, um für sein künftiges Leben eine feste Haltung zu gewinnen. Zum Köhler paßte er nun einmal nicht, und so rieth ihm sein Vater, seiner Neigung zu folgen und

ein Bergmann zu werden. Er folgte seinem Rathe und der Vater brachte ihn zu einem tüchtigen Meister des Bergbaues, der in den Gebirgen des Schwarzwaldes wohnte, um dort diese Kunst zu erlernen und auszuüben. Der Jüngling, glühend für seine künftige Bestimmung, schien die Trennung nicht schwer zu tragen, aber als er sich nun wirklich unter fremden Leuten, weit entfernt von der väterlichen Hütte befand, da fiel ihm der Gedanke, alle seine Lieben, besonders aber Cilla nicht mehr sehen zu können, schwer aufs Herz und er versank in tiefe Trauer. Zwar tröstete und erheiterte ihn seine Kunst und zuweilen fühlte er sich recht freudig gestimmt, wenn er tief unter der Erde, nur von seinem Lämpchen geleitet, durch die weiten Labyrinthe der Erzgänge schritt, um die werthen Metalle ans Tageslicht zu fördern. Manches Geheimniß der Natur erschloß sich ihm da, das er vorhin nicht hatte ahnen können. Er lauschte begierig den Erzählungen der alten Bergknappen, wenn sie das Leben und Treiben der Berggeister in den unterirdischen Klüften der Erde schilderten, und ein froher Muth glühte in ihm, wenn er tief unten bedachte, er seye nun keck eingedrungen in das Reich dieser mächtigen Wesen und mit kühner Faust raube er von ihrem Eigenthume, den Metallen, die sie so geizig bewahrten in ihrem finstern Reiche.

Nur noch wenige Tage fehlten bis zur Vollendung seiner Lehrzeit, wo er dann heimkehren wollte in die Arme der Seinigen. Er galt in dem Bergwerke für den geschicktesten und kühnsten Knappen und der

Meiſter ſchätzte ihn ſehr. Ein paar Tage nun vor ſeiner Heimkehr unternahm er noch eine Fahrt in die tiefſten Gänge der Erzgrube. Munter ſchritt er beim bloßen Scheine ſeines Lichtleins durch die ſchwarzen Klüfte und dachte daran, heute eine reiche Ausbeute ſich zu gewinnen. Kaum aber hatte er den Schlägel zu rüſtigem Werke erhoben, da ſchien es ihm, als töne durch die weiten Hallen ein gar wunderliches Geheul und Stöhnen. Er hielt mit ſeiner Arbeit inne und horchte aufmerkſamer. Richtig, ſchrilles Seufzen drang in ſein Ohr und wurde dann wieder von einem kichernden Gelächter unterbrochen. Der junge Bergmann bedachte ſich keinen Augenblick, woher dieſe Töne wohl kommen möchten. Er ergriff ſeine Lampe und ging dem Schalle nach. Lange hatte er ſich durch verworrene und halb zuſammengeſtürzte Gänge zu winden, bis er ſich dem Schalle näher fühlte. Endlich, als er um eine ſcharfe Felsecke bog, überraſchte ihn der ſonderbarſte Anblick. Ein weiter Raum that ſich nämlich vor ihm auf und in der Mitte desſelben erhob ſich ein großes Geſtein, das aus lichtem Diamant zu beſtehen ſchien, alſo leuchtete und funkelte es dem erſtaunten Oswald entgegen. Bei ſeinem Nähertreten aber bemerkte er, daß dieſer Glanz nicht von dem Geſteine ſelbſt, ſondern von einer in dasſelbe eingeklemmten menſchligen Geſtalt ausging. Oswalds Staunen wuchs, als er in dieſer Geſtalt ein wunderliches, zwergähnliches Weſen ſah, welches das faltige Geſicht wunderlich verzerrend, gar gräuliche

Stoßſeufzer hervorſtieß. Eine dunkle Erinnerung ſtieg beim Anblicke dieſer Erſcheinung in Oswalds Seele auf. Er mußte dieſe Geſtalt ſchon irgendwo geſehen haben, aber wo und wann? Dieſe Frage konnte er ſich nicht beantworten. Er ging feſten Muthes dem Geſteine näher und ſah nun, daß es ein gehöhlter Kryſtall ſey und daß der Glanz, welcher von demſelben ausging, von dem gelben, funkenſtreuenden Gewande herrührte, welches der in den Spalt des Steines eingeklemmte Zwerg trug. Dieſe Betrachtungen und ſonderbare Vermuthungen, wer doch wohl das fremde Weſen ſeyn möchte, welches ſich hier in ſo unglücklicher Lage befand, drängten ſich dem Jüngling in wenigen Augenblicken auf. Sobald ihn aber der Eingeklemmte anſchaute, ſtieß er einen hohlen Freudenſchrei aus und rief ihm entgegen: „Ach, endlich kommt einer von euch lahmen Menſchen! Geſchwind helft mir. Setzt euren Schlägel an dieſes verdammte Geſtein! O daß ich zu meiner Rettung einer Menſchenhand bedarf! He, Geſelle, kommt doch näher! Warte, warte, verfluchter Ulf, für dieſen Streich ſollſt du mir büßen!“

Oswald konnte aus dieſer verworrenen Rede, die der Zwerg krächzend hervorſprudelte, nicht recht klar werden; aber er trat hinzu und fing an mit ſeinem Hammer tüchtig auf das Geſtein loszuſchlagen. Anfangs fruchtete ſeine Arbeit gar Nichts, denn die Kryſtallmaſſe war eiſenfeſt, aber als er einmal ein kleines Stück davon losgeſchlagen hatte, ſprang das Geſtein bei ſeinen Schlägen wie Glas

auseinander, und das eingeklemmte Männlein war bald befreit. Es sprang mit gar drolligen Geberden aus seinem Kerker zur Erde herab, und umkreiste in lustigen Sprüngen einigemale seinen Retter. „Das hast du brav gemacht," kicherte es, „Söhnlein, ich bin dir Dank schuldig. Hei, der schwarze Ulf soll es gewiß bald empfinden, daß du mich befreit. Warte, warte, böser Ulf. Doch ich muß dir ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben, Söhnlein."

Mit diesen Worten nahm er ein Kettlein von seinem Halse, nahte sich Oswalden und wollte, sich auf die Zehenspitzen erhebend, dieselbe seinem Retter umhängen; als er ihn aber genauer ins Auge gefaßt, da sprang er wieder wie toll in der weiten Halle umher und sein feuerfarben Kleid schoß leuchtende Strahlen um ihn. „Ei, ei, krächzte er, ei, das schmucke Oswaldchen; ja, ja, ich habe es gleich gedacht, er werde so ein stattlicher Bursche werden. Hm, Oswald und Cilla — o ja, das wäre — ei wie er schön geworden ist! Nun muß ich aber ausführen, was ich schon lange beschlossen. Ja, ja, ich muß das Dirnlein holen. Ei das wird lustig seyn!" Hier stieß der Zwerg wieder ein kicherndes Gelächter aus, nahte sich rasch dem staunenden Jüngling, hing ihm schnell das Kettlein um, und schoß dann, rasch wie der Blitz, in einen Nebengang der großen Halle. Lange hallte noch sein widriges Gelächter aus der Ferne, bis es allmählig in der wiedereintretenden Todesstille der unterirdischen Welt verhallte.

Lange ſtand noch Oswald betäubt an dem zerſplitterten Geſtein, das ihm jetzt kein Kryſtall mehr ſchien, ſondern als ein ganz gewöhnliches Felſenſtück ſich zeigte. Wie ſollte er ſich dieſes Abentheuer erklären? Daß der wunderliche Zwerg nicht unter das ſterbliche Geſchlecht gehöre, ſchien ihm deutlich, aber warum war derſelbe hier in einen Felſen eingeklemmt geweſen und hatte zu ſeiner Rettung einer Menſchenhand bedurft? Welche ſonderlichen Reden hatte er geführt? und dann das funkenwerfende Kleid, welches einen rauhen Felſen zum leuchtenden Kryſtall umzuſchaffen vermocht hatte? Oswald konnte ſich durchaus dieſe Erſcheinung nicht erklären und jetzt erſt, als er alle Umſtände des Abentheuers noch einmal durchdachte, wurde es ihm unheimlich in der ſchwarzen Tiefe, ein kalter Schauder ergriff ihn und mit ſchnellen Schritten entfloh er dem geheimnißbergenden Schooß der Muttererde.

Am folgenden Morgen ließ er die Bilder des vergangenen Tages noch einmal vor ſeinem Geiſte vorüberſchweben. Das Abentheuer, welches er beſtanden, ſchien ſo wunderbar, daß der Gedanke daran ihn keinen Augenblick verließ. Als er aus dem Bergſchacht geflohen war, hatte er ſogleich das Geſchenk des Berggeiſtes (denn nicht anders konnte er den Zwerg nennen, mit dem er auf ſo außergewöhnliche Weiſe zuſammengekommen war,) genau unterſucht. Er fand in demſelben ein ganz gemeines Kettlein, von ſchnödem Bleidraht gefertigt. Beim erſten Anblicke glaubte er, es habe ihn der Zwerg mit dem

Geſchenke höhnen wollen, und er hatte es ſchon vom Halſe genommen, um es zu zerreißen, als ihm beifiel, was einſt ein alter Bergmann über die Geſchenke der Berggeiſter ihm erzählt hatte. Ihre Gaben ſeyen gewöhnlich dem erſten Anſehen nach gar unanſehnlich, verbergen aber immer eine beglückende Kraft in ſich, und denen ergehe es gewöhnlich ſchlimm, welche ein ſolches Geſchenk wenig beachteten oder gar verachteten. Er behielt alſo das Kettlein und verbarg es unter ſeinem Koller.

Von der Stunde an aber, in welcher er den Bergmann aus ſeinem felſigen Kerker befreit hatte, litt es ihn nicht mehr in der Fremde und eine geheime Gewalt trieb ihn zur Heimath zurück. Er wurde als ein geſchickter Bergmann von ſeinem Meiſter mit warmen Segenswünſchen entlaſſen und eilte den theuren Wäldern zu, die ſeine väterliche Hütte umſchloſſen. Die Seinen erkannten den ſtattlichen Bergknappen kaum wieder, und auch ihm fiel in ihren Umarmungen der ungewöhnliche traurige Ausdruck auf, welche auf den Geſichtern ſeiner Eltern und ſeiner beiden Schweſtern lag. Auch ſuchte ſein Auge die geliebte Cilla, aber es ſuchte umſonſt, ſie trat ihm nicht mit freundlichem Gruße entgegen. Er fragte die Seinen, wo doch wohl Cilla wäre, und erhielt eine trübe Auskunft. In vergangener Nacht, ſo erzählten ihm die Eltern, ſey, als ſie beim Abendeſſen geſeſſen und Cilla und die zwei andern Mädchen laut ihre Freude darüber geäußert hätten, daß nun Oswald bald wieder heimkehren

werde, plötzlich der fremde, sonderlich gestaltete Mann in die Stube getreten, der vor ungefähr zwanzig Jahren die liebe Cilla als Wickelkind in der Köhlershütte zurückgelassen. Er sey gar freundlich gegen sie alle gewesen, und habe besonders mit Cilla recht herzlich geredet. Dem Mädchen aber sey es in seiner Gegenwart ängstlich geworden und es habe sich mit den zwei Töchtern bald zur Ruhe begeben. Der Gast aber habe ein Nachtlager in der Stube begehrt und sey, wie es geschienen, in tiefen Schlaf versunken, noch ehe sich die Köhlersleute in ihr Schlafkämmerlein zurückgezogen hatten. Die Nacht wäre ganz ruhig vorübergegangen; am Morgen aber hätten zuerst Oswalds Schwestern Cilla neben sich auf dem Lager vermißt und als der Hausvater in die Wohnstube getreten, habe er auch den räthselhaften Gast nicht mehr gefunden. Vergeblich habe er ringsumher den Wald und Berg und Thal durchsucht, nirgends habe er mehr eine Spur von dem Zwerge oder von Cilla gefunden.

So lautete die Erzählung der Köhlersleute über Cillas Verschwinden. Sie fügten noch hinzu, auf dem Tische hätten sie einen schweren Beutel gefunden, der wohl viele hundert Goldstücke enthalte; und an diesem Beutel sey ein Zettel geheftet gewesen, der eine kurze Danksagung enthielt, daß die Familie die kleine Cilla so liebreich in ihrer Mitte gehegt und zu einer so stattlichen Jungfrau erzogen habe. Oswald sah seine Eltern und Schwestern über diesen unerklärlichen Vorfall sehr betrübt, aber ihr Schmerz

kam wohl dem seinigen nicht gleich. Er war heimgeeilt, glühend im Gefühl der ersten Liebe, die schon von Kindheit auf stets fester in seinem Herzen eingewurzelt war, und hatte gehofft, Cilla, die sinnige Geliebte, vielleicht als Braut in seine Arme zu schließen, und nun war sie vielleicht immer für ihn verloren. Nur ein leiser Hoffnungsstrahl durchzuckte die trübe Wetternacht, welche sich um sein Gemüth gelagert hatte. Er hatte seine Eltern oft von dem sonderbaren Gaste erzählen hören, der Cilla einst in ihre Hütte gebracht hatte, und wenn er ihre Schilderung mit der Gestalt des von ihm befreiten Berggeistes verglich, so mußte er sich unwillkührlich gestehen, daß zwischen beiden eine sehr große Aehnlichkeit statt finde. Er ließ sich von seinem Vater noch einmal genau alle Umstände erzählen, unter denen der Zwerg das letztemal erschienen sey, und setzte er alle diese Bemerkungen zusammen, so schien es ihm unzweifelhaft, daß der Berggeist, welcher ihm erschienen, ein und dieselbe Person mit dem Zwerge sey, der Cilla als kleines Kind in sein elterliches Haus gebracht und als liebliche Jungfrau wieder abgeholt habe. Wenn diese Gedanken seinen Busen bewegten, so drängte sich ihm auch die Erinnerung an die verworrenen Reden des Bergkobolds auf, welche derselbe, als er ihn mit seinem Schlägel aus seinem engen Gefängnisse befreit, ausgestoßen hatte. Jetzt fiel ihm ein, er habe denselben seinen und Cillas Namen nennen gehört, und der Kobold habe einige Worte an ihn gerichtet mit einem Aus-

druck, als ob er demſelben ſchon längſt bekannt wäre. Alles dieſes zuſammengenommen ließ ihn eine glückliche Auflöſung aller dieſer Räthſel hoffen. Er theilte den Seinigen das Abentheuer, welches er in dem Bergſchacht beſtanden, mit, und obgleich ſie ſchauderten, als ihnen Oswald das grauſenhafte Ausſehen und die gräulichen Seufzer des Zwerges beſchrieb, ſo konnten ſie doch nicht umhin, ſeine Hoffnung zu billigen, als er ihnen alle ſeine Bemerkungen über dieſe Dinge mittheilte.

Indeſſen hatte ein rauher Vorfrühling dem blühenden Mai Platz gemacht, und rings rauſchten die Wälder wieder in ihrem grünen Schmucke. Die Quellen jauchzten herab von friſchen Höhen und ſammelten ſich in blumigen Thälern zu klaren Bächen, die der wieder erlangten Befreiung von ſtarrer Eisesdecke froh, hinabeilten in die ebenen Gegenden des Landes, um Wieſen und Felder mit befruchtender Friſche zu durchrieſeln. Oswalds Sehnen wurde von Tag zu Tag ſtärker, wenn er ſo allein die duftenden Forſte durchſtreifte und an die vergangenen Lenze dachte, wo Cilla an ſeiner Seite die Wonne des Frühlings genoſſen. Ihr zarter Sinn hatte den Jüngling begeiſtert für die tiefe Harmonie der Natur und jetzt, da er eine lange Zeit tief unten im Schooß der Erde den Geheimniſſen der Schöpfung nachgeforſcht hatte, jetzt hätte er ſo gerne der zartſinnigen Geliebten alle ſeine Entdeckungen, welche er in der unterirdiſchen Wunderwelt gemacht hatte, im wonnigen Frühlingsſcheine mitgetheilt.

Eines Tages war Oswald auf ſeinen Wanderungen durch die Umgegend zu einer ſteilen Felswand gekommen, an der er Anzeichen einer reichen Metallader wahrnahm. Er bedauerte ſeine Grubeninſtrumente nicht bei ſich zu haben und beſchloß, nachdem er ſich den Ort wohlgemerkt, am folgenden Tage wieder hieher zu gehen und ſeine Werkzeuge mit ſich zu nehmen, um ſich zu vergewiſſern, ob ihn die Anzeichen getäuſcht hätten oder nicht. Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, fühlte er plötzlich einen leiſen Druck auf ſeinem Herzen. Er wußte nicht, woher dieſer Druck kommen ſollte, und lüftete daher ſein Wams, um nach der Urſache dieſer Empfindung zu ſehen. Da fiel ihm das Kettlein in die Augen, welches ihm der Berggeiſt geſchenkt hatte, und er bemerkte, daß es ſich feſt an ſeine Bruſt gedrückt habe und alſo den Druck, den er vorhin empfunden, verurſacht haben müſſe. Er achtete weiter nicht darauf, ſondern verfolgte ruhig ſeinen Heimweg.

Am folgenden Tage erhob er ſich ſchon ſehr frühe vom Lager, und nachdem er den Seinigen geſagt hatte, er würde erſt am Abend zurückkehren, indem er in den Bergen eine Arbeit verrichten wolle, verließ er, mit ſeinen Grabwerkzeugen verſehen, die väterliche Hütte und war bald bei dem Felſen angekommen, an welchem er ſeinen bergmänniſchen Verſuch machen wollte. Er ſetzte den Schlägel an, und es war ihm, als drücke das Kettlein wieder leiſe an ſein Herz.

Noch nicht lange hatte er gearbeitet, als er fühlte,

daß ihn Jemand auf die Schulter klopfe. Er wandte ſich raſch um und ſtand wie vom Donner gerührt, denn vor ihm ſtand der Bergkobold. Er wußte nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte bei dieſem Anblick, ſo plötzlich hatte ſich ihm der Zwerg dargeſtellt, von dem er allerdings glauben mußte, daß derſelbe einen bedeutenden Einfluß auf ſein vergangenes und gegenwärtiges Leben ausgeübt habe. Des Kobolds Auge aber ſchien heute milder zu glänzen und die verzerrten Falten waren von ſeinem Geſichte verſchwunden. Auch funkelten und leuchteten heute ſeine Kleider nicht, und der Berggeiſt ſchien in der freien Natur, beſchienen von der milden Frühlingſonne, ein ganz anderes Weſen zu ſeyn, als drunten im Reich der Erze und Metalle. Er unterbrach endlich das ſtarre Anſtaunen des Jünglings durch die Frage: „Nun, Söhnlein, haſt du das Kettlein noch, welches ich dir gegeben?“

Oswald zog, ſtatt zu antworten, das Geſchenk aus den Falten ſeines Wamſes und hielt es dem Frager hin.

„Gut, gut,“ kicherte dieſer, ei, ei, das iſt recht gut, daß du meine gering ſcheinende Gabe nicht verachtet haſt. Doch ſage mir, wie ergeht es denn der lieben Cilla; ich glaube nämlich die Erfahrung gemacht zu haben, daß dir das Mädchen nicht ganz gleichgültig iſt?“

Oswald faßte Muth bei dieſer Rede und erwiederte: „Ich geſtehe Euch ohne Rückhalt, daß mir Cilla nicht nur nicht gleichgültig, ſondern über Alles

theuer und lieb iſt; aber wo ſie ſich jetzt befindet und wie es ihr ergeht, das, Herr, weiß ich leider nicht, und ich denke, Ihr werdet mir die Keckheit verzeihen, wenn ich ſage, daß Ihr davon wohl beſſer unterrichtet ſeyn möget, als ich."

„Hi, hi, hi," lachte der Zwerg, „glaubſt du das wirklich, mein Söhnlein, nun wir wollen ſehen. Doch du wollteſt ja in dieſen Felſen eindringen, ich will doch verſuchen, ob er nicht leichter zu öffnen iſt, als mit deinen Werkzeugen hier."

Mit dieſen Worten berührte der Sprechende den Felſen mit dem glänzenden Stäbchen, welches er in der Hand führte, und o Wunder! — mit lautem Krachen thaten ſich die Fugen des Felſen auseinander und ein weiter unterirdiſcher Raum breitete ſich vor Oswalds Blicken aus.

„Nun habe ich dir eine Oeffnung bereitet," ſprach der Berggeiſt, durch den weiten Spalt tretend, „folge mir, es wird dich nicht gereuen."

Einen Augenblick zögerte Oswald, aber er konnte dem Winke des Berggeiſtes nicht widerſtehen, und nachdem er einen frommen Bergmannsſpruch gemurmelt, trat er kühn in das unterirdiſche Reich. Dieſes aber entfaltete vor ſeinen Blicken eine nie geſehene Pracht. Eine hohe, gewölbte Halle dehnte ſich mit vielen Nebengängen weithin aus, und die Decke und Seitenwände des Gewölbes funkelten in tauſendfarbigen Edelſteinen und Kryſtallen. Blitzende Säulen ſtrebten in ſchlankem Wuchſe ſtolz zu der Decke empor und trugen die zauberhafteſten Gebilde

an ihren Kapitälern. Eine unſichtbare Lichtmaſſe ſchien über den ganzen Raum ausgegoſſen zu ſeyn, denn während man eigentlich kein Licht erblickte, glitzerte und ſtrahlte Alles in bunter, blendender Helle. Durch dieſes wunderherrliche Labyrinth von Licht und Farben tönten lieblich ſauſelnde Laute, wie zarte Saitentöne; es war, als ob ſich Geiſter wechſelſeitig zuſängen. Staunend folgte Oswald ſeinem Führer durch mehrere Hallen und Gänge, und je weiter er kam, deſto ſchöner, deſto prachtvoller ſchien die unterirdiſche Welt ſich aufzuthun. Endlich hielt der Zwerg in einem hohen Gewölbe, deutete dem Jüngling an, er ſolle ſich auf einen Silberſtuhl niederlaſſen, und ſetzte ſich dann ihm gegenüber auf einen Sitz vom nämlichen Metall. Es war Oswalden, als ob ihm der räthſelhafte Zwerg irgend eine wichtige Kunde mittheilen ſollte, und er täuſchte ſich nicht, denn jener begann alſo:

„Vielleicht haſt du längſt geahnt, mein lieber Oswald, daß ich ein Weſen höherer Art bin, als ihr ſterblichen Menſchen, und ich geſtehe dir alſo frei, daß ich unter jene unſterblichen Weſen gehöre, die man gewöhnlich Berggeiſter nennt. Wir beſitzen eine große Macht, doch bedürfen wir in vielen Fällen die Hülfe einer Menſchenhand, wie du wohl geſehen haſt in jener unſeligen Erzgrube; ohne deine Hülfe hätte ich vielleicht einige Jahrhunderte in jener ſchrecklichen Lage zubringen müſſen. Der böſe Ulf, ein mächtiger Geiſt, der mit mir in ewigem Hader lebt, weil ich mich gutmüthig der armen Menſchen an-

nehme, die er tückiſch zu verderben trachtet, hatte mich durch ſchändliche Liſt in jenen Felſen eingeklemmt, um ſein böſes Weſen dann ungeſtraft treiben zu können. Jetzt iſt er beſtraft. Doch dir bin ich großen Dank für meine Rettung ſchuldig und ich will ihn abtragen, wie es in meinen Kräften ſteht. Ich gab dir ein unſcheinbares Kettlein; bewahre es wohl, es trägt eine geheimnißvolle Kraft an ſich. In jeder Lage des Lebens, in jedem Unglück wird dir durch ſeine Einwirkung ein guter Gedanke oder Entſchluß kommen, und dann wird es ſich auf deine Bruſt drücken und geſchieht dieſes, ſo führe getroſt den gefaßten Entſchluß aus; es wird dir nur Segen daraus erſprießen."

„Ich habe," fuhr der Berggeiſt fort, „ich habe deine Eltern ſeit langer Zeit als brave Menſchen erkannt, und ihnen immer meinen Schutz angedeihen laſſen, ohne daß ſie Etwas davon ahnten. Als mir daher eine Tochter geboren wurde — doch ich ſehe, du ſtarrſt mich ungläubig an, — wohlan, wiſſe, daß ich einſt ein ſterbliches Weib geliebt habe, daß ich ihr genaht in der Geſtalt eines ſchönen Jünglings (denn leicht können wir unſere äußere Form ändern), und daß aus dieſer Verbindung Cilla hervorging."

Erſchrocken ſprang Oswald von ſeinem Sitze auf und auf ſeinen Mienen konnte der Zwerg den tiefen Eindruck bemerken, welchen ſeine letzten Worte auf den Jüngling gemacht hatten.

„Sey ruhig, Söhnlein," ſprach der Berggeiſt mit bewegter Stimme, „ich fühle wohl, was dich

ſo erſchüttern kann. Du liebſt meine Cilla; da ich nun aber ſage, ſie ſey die Tochter eines Berggeiſtes, ſchauderſt du. Du glaubſt vielleicht, ſie habe das Weſen ihres Vaters geerbt; nein, ſobald wir uns einem menſchlichen Weſen in Liebe nahen, nehmen wir mit dem ſterblichen Körper auch ſeine niedrigen Eigenſchaften an, und Cilla iſt, entſproſſen von einer ſterblichen Mutter, nur ein ſterbliches Geſchöpf. Darum beruhige dich und höre mich zu Ende. — Cillas Mutter ſtarb bei der Geburt des Kindes, es wurde getauft und ich brachte es zu deinen Eltern, feſt überzeugt, ſie werden das Mägdlein ſorgfältig hegen und pflegen wie ihre eigenen Kinder. Schon damals als ein kleiner Knabe gefielſt du mir ſehr und ich ſetzte eine Hoffnung auf dich, die nun, wie es ſcheint, in Erfüllung gehen ſoll. Seit aber das Weib geſtorben, welches mir ein Kind gegeben, war mein Leben voller Trauer und als Cilla erwachſen war, beſchloß ich, ſie aus deiner väterlichen Hütte in meine unterirdiſche Wohnung zu bringen, um mich an meinem Kinde zu erfreuen. Ich kannte eure gegenſeitige Liebe ſchon ſeit ihrem Entſtehen, war aber noch nicht mit mir einig, ob ich ſie billigen ſollte, denn es ſchien mir ſchmerzlich, mich von meinem Kinde losreißen zu müſſen; da retteteſt du mich in jener Höhle und als ich dich erkannt hatte, kam mein Entſchluß, Cilla für mich zu erhalten, in Streit mit dem Wohlwollen, das ich für dich hegte. Ungewiß, was ich thun ſollte, brachte ich das Mädchen hieher.“ —

„Wie," unterbrach ihn der Jüngling lebhaft, „Cilla iſt hier; — nun ſey Gott gelobt! — o laßt mich" —

„Gedulde dich nur noch einige Augenblicke, dann ſollſt du ſie ſehen. Ich brachte alſo Cilla hieher und eröffnete ihr, was ſie über ihre Geburt, über ihre Eltern zu wiſſen brauchte. Ich hatte eine ungemeine Freude an der lieblichen Jungfrau und dieſe Tage her bin ich ein ganz glückliches Weſen geworden. Aber dennoch ſah ich, daß dein Bild noch mehr in ihrem Herzen lebe, als das ihres Vaters und ich bin gewiß, daß ich nicht im Stande bin, ſie ſo glücklich zu machen, wie ihr zarter, frommer Sinn es verdient. Darum habe ich beſchloſſen, — doch folge mir!"

Der Berggeiſt brach hier ſeine Rede plötzlich ab und winkte dem Jüngling, ihm aus der Halle zu folgen. Sie ſchritten noch durch viele prächtige Gewölbe und ſtrahlende Gänge, bis der vorangehende Zwerg vor einem weiten Gemache hielt und den Jüngling vorangehen hieß. Oswald trat durch das gewölbte Portal in das Gemach, welches ſich ihm als das ſchönſte unter allen den zauberhaften Hallen und Gewölben, die er ſchon durchſchritten, darſtellte. Aber er hatte, nachdem er eingetreten war, keinen Sinn mehr für die demantene Kuppel und die in buntem Golde blitzenden Wände und Säulen des Gemaches, denn er erblickte ſeine Cilla vor ſich, die, als ſie ihn bemerkt hatte, mit einem lauten Freudengeſchrei in ſeine Arme eilte. Beſeligt

durch das Wiederfinden der geliebten Jungfrau, beugte ſich der Jüngling auf ſie herab und flüſterte ihr die zärtlichſten Begrüßungsworte zu. Als ſie ſich ſo umarmt hielten, da wurde es ihnen erſt recht klar, wie unausſprechlich ſie ſich liebten. Freundlich blickte der Berggeiſt auf das Paar. „Ja, ja,“ kicherte er, „ſie paſſen für einander, es wäre grauſam, wenn ich ſie trennen wollte. Freilich werde ich nun wieder ſo ganz allein ſeyn, allein ich darf ſie ja hie und da ſehen und mich ihres Glückes erfreuen. Doch ein bischen necken muß ich ſie noch.“

„Ei,“ fuhr er laut fort, indem er ſich zu den erröthenden jungen Leuten wandte, „habt ihr denn ganz vergeſſen, daß ich auch hier bin, und gerne ein Wort mit euch ſpräche, ehe ich Oswalden wieder aus meiner Wohnung führen will?“

„Wie,“ entgegnete der Jüngling leidenſchaftlich, „Ihr waret vorhin ſo freundlich gegen mich, und nun hat es den Anſchein, als ob Ihr mich wieder von Cilla trennen wolltet.“

„Ach thut es nicht, Vater,“ bat die Jungfrau, „Oswald iſt ſo gut und liebt mich ſo ſehr.“

„Ei, mein Kind,“ ſagte der Berggeiſt, „habe ich dir denn nicht geſagt, wie ſehr mich deine Nähe erfreut, und ſo gerne ich auch wollte, ſo darf ich Oswald doch nicht hier behalten, denn keinem Sterblichen, der nicht durch ein ganz enges Band an uns gefeſſelt iſt, dürfen wir geſtatten, längere Zeit in den Wohnungen der Berggeiſter zu weilen. Du ſiehſt alſo, wie ich gezwungen bin, den Jüngling

wieder von dir zu trennen. „Oder," fuhr er fort, eine ernste Miene annehmend, „willst du etwa mit ihm ziehen, willst du um seinetwillen alle diese Herrlichkeiten, in die ich dich als Herrin eingeführt, verlassen, und zur öden Oberwelt zurückkehren?"

„O mein lieber Vater," entgegnete die Jungfrau schüchtern, mit brennender Röthe der Schaam auf den Wangen, „wo Oswald ist, da ist für Cilla ein Freudenhimmel, und sie möchte mit ihm ziehen, müßte sie auch öde Heiden oder düstere Wälder mit ihm bewohnen."

„Laßt sie mit mir ziehen, Vater meiner Geliebten," nahm Oswald das Wort, indem er bittend des Berggeistes Hand ergriff, „ich will gewiß für sie mehr als für mich selbst sorgen; o sie wird sich gewiß nicht zurücksehnen nach dem Reichthum und Glanze, den sie hier zurückläßt."

„Nein gewiß nicht," betheuerte Cilla, „denn —"

„Also gilt dir," fiel ihr der Zwerg ins Wort, „die Liebe deines Vaters nichts, und du willst dich mir so schnelle entziehen und mich wieder allein hier lassen und mir nicht mehr deine theilnehmende Nähe gönnen? Kind, Kind, der Vater scheint dir gar gleichgültig zu seyn!"

„Ach vergebt mir, Vater, mein guter Vater," entgegnete ihm das Mädchen, indem sie sich weinend an seinen Hals warf, „nein, ich werde Euch gewißlich nicht verlassen, wenn Euch meine Gegenwart erwünscht ist. Nein, ich werde bei Euch bleiben."

So sprach Cilla, aber sie konnte sich nicht ent-

halten, während dieſer Worte einen Blick voll Liebe auf Oswald zu werfen.

Der Vater ſah dieſen Blick und nun führte er gerührt ſeine Tochter dem erſtaunten Jüngling in die Arme:

„Ich kann euch nicht länger quälen,“ ſprach er, ſeine Hände ſegnend auf die Häupter der Liebenden legend, während eine feierliche Würde aus ſeinen Zügen ſtrahlte, „ſeyd glücklich; eure treue Liebe hat Lohn verdient. Jetzt aber, Oswald, führe deine Braut hinauf in die Wohnung deiner Eltern. Ich übergebe dir zum Hochzeitgeſchenke dieſes mein goldenes Stäbchen. In welcher Noth, in welchem Unglücke du auch ſeyn mögeſt, klopfe dreimal damit an die Erde und ich werde Hülfe ſenden. Die Aussteuer meines Töchterleins wirſt du in der Hütte deiner Eltern finden, ich habe meine Gaben ſchon hinbringen laſſen, während wir hier uns zuſammenfanden.“

Während dieſer Rede hatte der Berggeiſt das Brautpaar aus der Höhle geführt. Am Ausgange derſelben nahm er Abſchied. „Noch Eines muß ich euch anbefehlen,“ ſprach der Zwerg, als er ſich ſchon von ſeinen Kindern getrennt hatte; „wenn einſt ein Kindlein aus eurer Verbindung erblüht, ſo bitte ich Euch, das Tauffeſt desſelben hier in meiner Behauſung zu halten. Sie wird dann für euch offen ſtehen und ich werde meinem Enkel gewißlich eine ſchöne Miſſengabe auswählen aus meinen Schätzen. Jetzt lebt wohl!“

Weiter meldet uns die Sage Nichts über den

Berggeiſt, Oswald und Cilla, außer daß, als der Frühling wiederkam, die glücklichen Eheleute an einem ſchönen Lenztage zur unterirdiſchen Behauſung des Vaters wallten, um ihn zum frohen Zeugen ihres erhöhten Glückes zu machen, welches ihnen die Geburt eines wunderſchönen Knaben gebracht.

Der Burggeiſt.

Der Burggeist.

„Ach Allm —“ dohnt' einst ein Ritter, ihn traf des Morders Stich —
Allmächt'ger' wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.

L. Uhland.

Die Achalm, welche bei der freundlichen Stadt Reutlingen in die Lüfte sich erhebt, ist einer der schönsten Punkte des Schwabenlandes, und es geziemt sich daher, hier eine Sage zu erzählen, welcher dieser Berg zum Schauplatze diente. Wohl ist die Burg gefallen, deren hohe Zinnen einst weit hernieder schauten von der Achalm in die Gauen des Schwabenlandes; — keine Spur finden wir mehr von dem edeln Geschlechte, denen die Veste einst zum Sitze diente, Haus und Bewohner sind dahingeschwunden im Laufe der Zeit. Sie haben ihr Schicksal erfüllt und sind verweht im Hauche der Jahrhunderte; aber die Sage, diese fromme Künderin alter Klänge und alter Dinge, hat auch von der herrlichen Achalm uns eine Kunde aufbewahrt, die in den folgenden Zeilen entwickelt werden soll.

In früher, früher Zeit, als sich das deutsche Ritterwesen zu bilden begann, kam aus fremden Landen ein mächtiger Edler, mit großen Schätzen und vielen Dienstleuten. Er war aus seiner Heimath

durch tückiſche Freunde vertrieben worden, und wollte ſich nun im Schwabenlande niederlaſſen. Lange durchzog er die Gauen Schwabens, um einen geſchickten Platz zur Erbauung einer feſten Burg zu finden, und unter allen Bergen und Hügeln erwählte er ſich endlich den kegelförmigen, iſolirten Berg, an deſſen Fuße ſich jetzt die Stadt Reutlingen ausbreitet, zu ſeinem künftigen Wohnſitz. Seine Schätze ließen auf des Berges Spitze gar bald eine feſte, ſtattliche Burg erſtehen, worin er mit ſeinen Leuten hauste und weithin alles Land ſich unterwarf. Noch fehlte ihm eine ſchöne und gutgeartete Hausfrau; doch auch dieſe fand er in einem ſchönen Fräulein, der Tochter eines der edelſten Geſchlechter Schwabens, und er führte ſein junges Ehegemahl unter Luſt und Freude in ſein neues Schloß und verherrlichte ſein Beilager mit Ritterſpiel und Fackeltanz.

Ein Jahr lang hatte ihre glückliche Ehe gedauert und des Grafen (denn dieſen Titel hatte der mächtige Edelmann angenommen) Weib hatte ihn mit einem ſchönen männlichen Erben erfreut, als eines Tages ein fremder Ritter auf dem Schloſſe ankam. Der Burgherr war gerade nicht daheim und ſo war es Aufgabe der Hausfrau, den fremden Gaſt zu unterhalten. Dieſer ſchien ein alter Bekannter ihres Eheherrn zu ſeyn, fragte gar neugierig nach ſeinem jetzigen Thun und Treiben und lächelte recht höhniſch, als ihm das junge Weib verſicherte, ihr Gatte befinde ſich in zufriedenen Umſtänden und ſie glaube, kühnlich ſagen zu dürfen, er ſey glücklich. Der Fremde

forschte mit großer Schlauheit nach allen, auch den unbedeutendsten Dingen, die sich auf seinen alten Bekannten, wie er den Grafen nannte, bezogen, und diese unverschämte Neugierde, verbunden mit dem bösen Eindruck, den des Fremden lange, dürre Gestalt, sein von allen Leidenschaften verwüstetes Gesicht, und das stechende höhnische Lächeln auf demselben, machten, daß der Burgfrau in der Nähe des Fremden ganz unheimlich wurde und sie recht herzlich froh war, als sie ihren Gatten den Schloßberg heraufsprengen und bald darauf ins Gemach treten sah. Aber wie erschrack sie, als sie ihren Eheherrn beim Anblicke des Fremden erbleichen und vor demselben zurückbeben sah. Der Gast aber trat zu dem Grafen und bot ihm mit widriger Freundlichkeit die Rechte dar, in welche der Graf die seinige zu legen zauderte.

„Nun," rief der Fremde mit gar höhnisch klingender Stimme, „heißt mich der Sohn meines Vaters nicht willkommen auf seiner stattlichen Burg, hat er etwa daselbst keinen Winkel für seinen armen Bruder und soll derselbe wieder hinaus, um in den Wäldern zu wohnen und sich von Wurzeln zu ernähren? Ei, ei, Brüderchen, das wäre ja gar nicht brüderlich von dir gehandelt, und deiner frommen Taubennatur nicht sehr angemessen! Hi, hi, hi."

Der Graf mußte sich Gewalt anthun, um den Fremden, der wirklich sein Bruder war, willkommen zu heißen. Er schien gar erschrocken und mißmuthig über die Ankunft desselben zu seyn, und als die

Gräfin dieſes bemerkte, ſchauderte ſie noch mehr vor dem widrigen Gaſte zurück als vorher. Dieſer aber ſchien daraus nicht viel zu machen, ließ ſich den Rehbraten und den feurigen alten Rheinwein, den ihm ſein Bruder zum Imbiß vorſetzen ließ, trefflich ſchmecken, und that, als ob er hier ſchon Jahre lang zu Hauſe wäre. Der Graf aber war düſter und traurig und ging niedergeſchlagen umher. Ein ſonderbares Verhältniß ſchien zwiſchen den Brüdern zu beſtehen, und wir können es der Gräfin wohl nicht übel deuten, wenn ſie bei ihrem Eheherrn nach dieſem Verhältniß forſchte, als ſich der Gaſt bei eingebrochener Nacht auf ſein Gemach zurückgezogen hatte.

„Liebes Weib,“ antwortete der Graf auf die Fragen ſeiner Gattin, „verſchone mich mit allen Fragen über dieſen meinen Bruder. Es iſt beſſer, du wiſſeſt nicht, welch ein Menſch er iſt. Nimm dich vor ihm in Acht, und betrage dich ſtets kalt und abgemeſſen gegen ihn. Ach, ich hätte lieber den Fürſten der Hölle ſelbſt bei mir einkehren ſehen, als ihn, obgleich er mein leiblicher Bruder iſt.“

Solche Antwort gab der Graf auf die Fragen ſeiner Frau. Als aber der Fremde auf dem für ihn beſtimmten Gemache angekommen war, ſprach er zu ſeinem Knappen, den er mitgebracht, und auf deſſen Zügen ſeltene Bosheit und Tücke gegraben war, wie folgt:

„Hm, Rallo, der Empfang iſt verteufelt kalt geweſen, aber gib Acht, ich will den Leuten ſchon heiß

machen. — Das Weib meines Bruders, nun die iſt ein recht ſchmuckes Ding; an ſie muß ich mich wohl zuerſt machen; mein Bruder aber iſt noch ganz der alte; doch ſcheint ihm meine Ankunft nicht gar angenehm zu ſeyn, und er hat bei meiner Begrüßung nicht ausgeſehen, als ob ich glauben könnte, er meine, ich komme in Reue und Bußfertigkeit, um ihn um Verzeihung zu bitten. Hm, hm, da irrt er ſich gewaltig."

„Ei, Herr," ſchmunzelte der wüſte Knappe; „dieſe Burg iſt ein gar ſtattlich Haus, ſo feſt, ſo prächtig eingerichtet; es wäre beim Teufel gar nicht übel, wenn wir, da wir nun doch lang genug in der Welt herumgefahren ſind —"

„Uns für längere Zeit in dieſer Burg feſtſetzen würden," unterbrach ihn ſein Herr; „ja, ja, Ralfo, du haſt gar keine ſo üble Anſicht und im Vertrauen geſagt, habe ich dieſen Gedanken auch ſchon gehabt. Dieſes Schloß, die umliegenden Beſitzungen meines Brüderleins und vor Allem ſein anmuthiges Weiblein, hi, hi, hi, das gäbe uns wieder ein ſchönes Leben auf eine lange Zeit, hi, hi, hi."

Der Knappe ſtimmte in das teufliſche Hohngelächter ſeines Herrn ein und meinte, das Alles ließe ſich wohl veranſtalten.

„So glaubſt du, man könnte ſo Etwas unternehmen?" ſagte der fürchterliche Fremde, „nun ich ſehe, daß du doch noch deinen geſcheiden Sinn nicht ganz im Weine verſchwemmt haſt. Wahrhaftig, es gehen mir ſchon allerlei Pläne im Kopfe herum. Ich will

darüber ſchlafen, vielleicht bringt dieſe Nacht ein recht ſchönes Plänchen zur Reife und wenn etwa dir im Traume ein guter Einfall kommen ſollte, ſo denke ich, du wirſt nicht anſtehen, mir ihn am Morgen mitzutheilen.“

So beſprachen ſich dieſe Beiden und ihr nachheriges Benehmen zeigte, daß ihnen in jener Nacht wohl ein ſchönes Plänchen, wie der Fremde ein ruchloſes Unternehmen zu nennen beliebte, in den Sinn gekommen ſeyn muſſe. Der böſe Gaſt bat am folgenden Morgen in demüthiger Weiſe ſeinen Bruder, ihm und ſeinem getreuen Diener auf einige Zeit ein ſchützendes Obdach angedeihen zu laſſen, da ſie beide vom Unglücke verfolgt, aus der Heimath hätten flüchten müſſen und keinen andern Zufluchtsort hatten finden können. Der Graf gewährte dieſe Bitte, und nun, nachdem ſich der ſchlimme Gaſt eingeniſtet hatte in dem Schloſſe, begann er und ſein Knecht das falſche Spiel, wodurch ſie ihre böslichen Abſichten zu erreichen hofften. Der Knappe bearbeitete die Leute des Grafen und durch trügliche Verſpiegelungen und täuſchende Verſprechungen brachte er es bald dahin, daß die Diener des Grafen feſt an das Mährchen glaubten, welches ihnen der ſchlaue Böſewicht erzählt hatte, daß nämlich der Graf ſeinem Bruder in der Heimath das väterliche Erbe entriſſen, und mit demſelben in dieſes Land geflohen ſey und nun hier in Luſt und Freuden lebe, während ſein Herr umherſchweife in der Welt und von der Gnade anderer Leute leben müſſe. Dieſes glaubten die Diener

des Grafen, denn der tückiſche Mallo hatte ihnen die Lüge ſchon auf eine ſolche Weiſe beizubringen gewußt, daß ſie nicht an der Wahrheit des Geſagten zweifeln konnten oder mochten. Daher hegten ſie Alle großes Mitleiden mit dem fremden Gaſte, dem ihr Herr ſo großes Unrecht zugefügt haben ſollte, und verabſcheuten ihren edeln Gebieter. Während ſo der Diener die Leute des Grafen für ſeines Herrn ſchlechte Sache gewann, verſuchte der letztere ſein Glück bei einer Perſon, die ſeinem Bruder näher ſtand, bei deſſen Weib. Seine Bemühungen aber wurden mit keinem ſo guten Erfolg gekrönt, wie die ſeines Knappen. Alle Künſte der Schmeichelei und Verführung ſchlugen fehl und prallten zurück an dem feſten, edeln Gemüth des trefflichen Weibes. Der Gaſt glaubte oft verzweifeln zu müſſen ob der ſtarren Dummheit, denn ſo nannte er den reinen, hohen Sinn ſeiner Schwägerin, womit ſie ſeine Huldigungen zurückwies. Er klagte es oft ſeinem Knappen, daß er, der doch ſonſt die Weiber zu behandeln wiſſe und ſich ſchon manches Sieges über Unſchuld und Tugend rühmen könnte, bei dieſem Weibe noch gar keine Fortſchritte gemacht habe. „Hm, Herr," entgegnete dann der Knappe, „ich ſehe bei dieſer Unternehmung übertreffe ich Euch an Glück; denn ich habe mein Geſchäft bei des Herrn Bruders Leuten glücklich zu Ende geführt. Sie halten Euch für den frommſten und unglücklichſten Edelmann und Euern Bruder, den Herrn Grafen, für einen ruchloſen Vatermörder und Räuber. Ihr ſeht alſo, daß wir uns auf ſie

verlaſſen können; aber ich denke, wir müſſen uns beeilen, daß wir das ausführen, was wir beſchloſſen haben. Schmiedet das Eiſen, wenn es noch warm iſt, das iſt ein gutes Sprüchlein und Ihr verſteht mich wohl, wenn ich ſage, wir könnten es befolgen bei unſerem Unternehmen. Verſucht indeſſen noch einmal Euer Glück bei dieſer Hexe von einer ſchönen Schwägerin und geht es nicht, nun dann; — ich muß unterdeſſen alle meine Kunſt aufbieten, um dem alten Leibknappen Eures Bruders, der uns gar nicht traut und ein wachſames Auge auf uns hat, entgegen zu arbeiten. Alſo friſch darauf los! Wenn ſich das Weiblein nicht ergibt, ſo müßten wir eben einen etwas gewaltſamern Weg einſchlagen, und ich weiß ja, daß Euer Dolch gut geſchliffen und meine Hand ſehr ſicher iſt. Damit Gott befohlen!"

So ſprach der Knappe, und Niemand in der Burg ahnte, welch' einen ſchrecklichen Plan der Fremde und ſein Knappe auszuführen beſchloſſen hatten. Bald, nur allzu bald ſollte die Ausführung desſelben vor ſich gehen.

Einige Tage nach der oben angegebenen Unterredung zwiſchen Herr und Diener erzählte im Schlafgemach die Gräfin ihrem Eheherrn die Nachſtellungen ſeines Bruders. Der Graf zitterte heftig bei dieſer Mittheilung, doch bald faßte er ſich wieder und ſprach: „Ich habe das längſt geahnt. Jetzt aber muß er fort aus dem Schloſſe, er und ſein ſauberer Diener, und damit du ſeheſt, daß ich nur zu guten Grund dazu habe, dieſen Bruder hinweg-

zuweisen von mir, will ich dir seine und meine Geschichte erzählen.“ Die Gräfin war sehr gespannt auf die Erzählung und der Graf begann:

„In unserer Heimath ist unser Stamm sehr mächtig und angesehen, und mein Vater wandte, als er das Haupt der Familie geworden war, Alles an, dieses Ansehen zu vergrößern, und besonders meinen Bruder und mich so zu erziehen, daß wir unserem Namen jederzeit Ehre machen konnten. Schon in früher Jugend aber waren böse Neigungen vorherrschend in meines Bruders Thun und Lassen, und die Verschiedenheit unserer Gemüthsart war schon im Knabenalter sichtbar, und wurde in zunehmenden Jahren immer mehr offenbar. Ich, als der ältere Sohn, sollte die Besitzungen unseres Geschlechtes ererben, mein Bruder war zum geistlichen Stande bestimmt. Ich lernte eine Jungfrau kennen, die, aus einer edeln Familie meiner Heimath entsprossen, in meinen Augen keinen, in den Augen anderer Leute aber den Fehler hatte, daß sie arm war. Darauf sah auch mein Vater nicht und als ich ihm gestanden, ich sey dem Fräulein in Minne zugethan, erlaubte er mir, mit seiner Einwilligung um sie zu werben. Dieses geschah und hatte einen günstigen Erfolg. In einigen Wochen sollte ich meine Braut heimführen, da starb plötzlich mein Vater und ach, es wäre besser, ich könnte das Gräßliche verhehlen, auf meinem Bruder ruht ein noch nicht gehobener Verdacht, er sey der Mörder seines Vaters gewesen. Damals schon hatte er den elenden Rallo, der Alles ge-

ſchickt anzugeben weiß, wenn es nur nicht mit etwas Redlichem verwandt iſt, als Diener um ſich, und was noch gut war an ihm oder wenigſtens noch nicht unverbeſſerlich, das verwandelte ſich durch den Umgang mit dieſem Schurken vollends in giftiges Unkraut. Bei dem Tode meines Vaters ſpielte mein Bruder den Tiefbetrübten, und wollte ſich den Anſchein geben, als werde er dieſen Unfall nicht überleben. Aber ich ſah durch dieſe Maske, welche ihm Rallo umgebunden, und konnte deutlich die Freude und den Hohn, welcher um ſeine Lippen zuckte, gewahren. Demüthig heuchelnd kam er nach des Vaters Leichenbegleitung zu mir, und bat mich, ihn nicht zum geiſtlichen Stand zu zwingen, indem er ſich nicht ſtark genug fühle, die Pflichten desſelben zu erfüllen. Obgleich ich dem Heuchler nicht traute, ſo gewährte ich dennoch ſeine Bitte und theilte von nun an Alles, was ich beſaß, brüderlich mit ihm, vermeinend, ihn durch Güte von ſeinen ſchlimmen Leidenſchaften und böſen Gewohnheiten loszureißen, aber vergebens; ich mußte bald alle Hoffnung, dieſen Zweck zu erreichen, aufgeben. Unter ſolchen Umſtänden führte ich meine Braut heim als Eheweib, nicht ahnend, welches Unglück ich ihr bereite. Bald mußte ich bemerken, daß mein Bruder, der ſchändliche Wüſtling, ſeine Augen auf mein Weib geworfen habe und nun Alles aufbiete, um ſie in ſeine Schlingen zu locken und ſeiner böſen Leidenſchaft Genüge zu leiſten. Mein Weib klagte mir in tiefem Schmerze, welche Nachſtellungen ihr mein Bruder bereite, er-

zürnt stellte ich ihn zur Rede und — am andern Morgen fanden die Zofen mein Weib todt im Bette. O ewiger Gott, der Bösewicht hatte sie, als sie seinen wüsten Anträgen nicht Gehör geben wollte, durch Gift aus dem Wege geräumt, und bezeigte mir dann heuchelnd sein Beileid über den Tod seines Schlachtopfers. In glühendem Zorne wollte ich den Schandbuben niederstoßen, allein ich bemeisterte noch meine Leidenschaft und verwies ihn nur aus meinem Hause. Vielfacher Kummer ließ mich aber nicht mehr ruhen in meiner Heimath. Ich verkaufte meine Besitzungen, entließ meine Diener, um durch Nichts an mein Unglück erinnert zu werden und zog hieher, um wo möglich ein neues, glücklicheres Leben zu beginnen. Dieses schien mir auch werden zu wollen durch deine Liebe, mein gutes Weib, da kommt der entsetzliche Bruder wieder und was sollte ich von ihm nicht fürchten, da er —"

Ein Geräusch auf dem Gange unterbrach des Grafen Rede und als er wieder fortfahren wollte, wurde plötzlich die Thüre des Schlafgemaches aufgestoßen und herein traten zwei vermummte Männer, deren feindliche Absicht sogleich durch Verriegelung der Thüre sich kund gab. Ehe der Graf vom Lager sich erheben konnte, stürzte sich der kleinere von den Beiden auf ihn, während der größere die erschrockene Gräfin festhielt. Ein fürchterlicher Argwohn war beim Eintritte der Beiden in des Grafen Seele erwacht, daß nämlich sein Bruder ihn ermorden wolle; und dieser Argwohn wurde bald bestätigt. In ge-

rechter Wuth riß der Graf sein Schwert von der Wand und drang auf seinen Angreifer ein, aber während er mit der Waffe ausholte, sprang sein Bruder, der unterdessen die Gräfin festgehalten hatte, auf ihn zu und stieß ihm durch den Rücken einen langen Dolch in die Brust, während er die Maske abreißend höhnisch rief: „So, Brüderlein, fahre hin zum Vater, und sage ihm, nun sey ich doch noch Herr des väterlichen Erbes geworden. Ha, ha, ha. Nalle, den habe ich gut getroffen, er rührt sich nicht mehr.“

Wirklich war es so, die Faust des Mörders war ganz sicher gewesen, und der unglückliche Graf stürzte, indem er einen schwachen Schrei, der wie „Ach Allm —“ lautete, ausstieß, leblos zu Boden. So schnell erfaßte ihn der Tod, daß er den Ruf: „Ach Allmächtiger!“ nicht mehr vollenden konnte. Die Gräfin aber war während dieser schrecklichen Scene in Ohnmacht gesunken. Als nun die Mörder so die Leiche des Gemordeten vor sich liegen sahen, da kommen sie ein fröstelndes Grausen, welches ihre Nerven durchzuckte, nicht verbergen und wandten die Blicke ab von ihrem Opfer. Zugleich fing des Grafen Söhnlein, das ebenfalls in diesem Gemache schlief, zu weinen an und sein Wimmern tönte den bösen Gesellen wie ein donnerndes Rachelied. Schon wollten sie, von Entsetzen erfaßt, aus der blutbefleckten Kammer entfliehen, als ihnen beifiel, daß ihr Werk nur halb gethan sey. Sie trugen daher das ohnmächtige Weib und den weinenden Knaben, der kaum

sein drittes Jahr erreicht hatte, hinab in die Verliese der Burg und durch einen unterirdischen Gang hinaus ins Freie. Dort kehrte dem unglücklichen Weibe das Bewußtseyn zurück, und nun ließen ihr die Mörder ihres Gemahles die Wahl, ob sie und ihr Kind sterben wollten, oder ob sie es vorzöge, einen heiligen Eid darauf abzulegen, daß sie keinem Menschen von dem, was sie heute Nacht gesehen, ein Wort mittheilen, nie mehr in die Burg zurückkehren und ihrem Sohne seine Abstammung verbergen wolle. Für sich hätte die Gräfin gerne den Tod gewählt, allein sie schaute ihr Söhnlein an, das sich vertrauend an ihre Brust schmiegte, und der Mutterliebe Gehör gebend, schwur sie mit fürchterlichen Eiden, die Bedingungen zu befolgen, welche ihr die Mörder auferlegten. Nachdem sie den Schwur geleistet, übergaben sie die Beiden an einen Haufen Knappen, welche hier der Opfer geharrt und sie von der Burg eine Strecke weit hinwegbringen, und dann ihrem Schicksale überlassen sollten. Die unglückliche Gräfin wurde von rohen Knechten mit ihrem Kinde auf ein Pferd gehoben, und rasch ging es von der Burg hinweg und hinaus in die finstere Nacht. Als es Tag zu werden begann, befand sich die Gräfin mit ihrem Knaben in einem dichten Walde, in einer ihr unbekannten Gegend, wo sie die Knechte hingebracht hatten, und sah sich von aller menschlichen Hülfe verlassen. —

Die Mörder aber kehrten, als sie die Gräfin und ihren Knaben an die von ihnen bestochenen

Knechte abgegeben hatten, auf die Burg zurück und unterwegs sprach Rallo zu seinem Herrn: „Nun seht Euch nur um einen schönklingenden Namen um, Graf seyd Ihr jetzt, und hernach müßt Ihr so ein schönes Schwabenfräulein heimführen, sonst hat Eure Familie kein Ansehen. Hm, der Teufel, das Ding ist schnell gegangen. Sagte ich Euch nicht immer, Gewalt ist besser als List. Ihr hättet noch manches Jahr heucheln und schmeicheln und lügen und betrügen müssen, um das zu erreichen, was ihr nun durch frisches Wagen in einer Nacht gewonnen. Ei, da sind wir ja schon am Burgthor; wir wollen nun einen Humpen alten Weines trinken, und dann den Leichnam in die Gruft schaffen. Hernach müßt Ihr Euch stattlich anziehen, und ich will die Vasallen Eures Herrn Bruders, Gott habe ihn selig, zusammenrufen, daß sie Euch, als ihrem neuen Gebieter, huldigen. Unser Plänchen ist ganz vollkommen gelungen."

Es ist gewöhnlich nicht Sache der Sage, in der Erzählung einen allzu bedeutenden Zeitraum zu überspringen, allein vorliegende Sage scheint aus diesem Gleise herausgetreten zu seyn, denn sie übergeht (nach Art einiger berühmten Novelliſten neuerer Zeit) eine Zeit von nicht weniger als zwanzig Jahren und nimmt den Faden ihrer Erzählung wieder auf, um dem Leser die angefangene Mähre zu Ende zu führen. Lorchen wir also.

Zwanzig Jahre nach den oben erwähnten Vorfällen führte Graf Rurich (den wir wohl kennen) auf der Burg, die er nach seinem Namen Richsburg nannte, als er sich derselben durch schändliche That bemächtigt, ein tolles, lustiges Leben. Die üppigsten Gelage, bei denen in jener rohen Zeit alle wilden Leidenschaften eine taumelerregende Herrschaft behaupteten, wurden auf Graf Rurichs Burg gefeiert und er hatte einen Kreis der berüchtigsten Schlemmer und Unholde im ganzen Schwabenlande um sich versammelt, mit denen er sein Unwesen trieb und in ununterbrochener Schwelgerei und den wildesten Ausbrüchen wüster Neigungen und Leidenschaften schwanden dem Grafen und seinen Gesellen die Tage dahin. Ihm zunächst stand sein Knappe Ralle, der wie sein Herr bereits graue Haare trug, trotz dem aber einer der ausgelassensten Wüstlinge war. Wo der Graf eine wilde Laune, eine ungemessene Leidenschaft befriedigen wollte, da bot sich Ralle zum willkommenen Werkzeug an und jedes Bubenstück gedieh durch seine Vermittelung. Indessen schien trotz aller rauschenden Lust dennoch Graf Rurich nicht sehr glücklich zu seyn. Man sah, wie er nur die wildesten Töne der Freude heraufbeschwor, um eine innere Qual zu übertäuben, und dennoch häufte er noch immer Verbrechen auf Verbrechen und Gräuel auf Gräuel. Man flüsterte sich in der Umgegend manches in die Ohren darüber, daß Graf Rurich so schnell seine Besitzungen erworben, ohne daß man erfahren, wohin der vorige Besitzer mit seiner Familie gekommen sey,

denn das Vorgeben des Burgherrn und Rallos, jener sey mit den Seinen in sein Heimathland zurückgekehrt, glaubte Niemand, und jeder Redliche wandte sich mit Abscheu von Rurich und seinen fürchterlichen Gesellen. Vor ungefähr achtzehn Jahren, als sein böses Treiben noch nicht so ruchbar geworden war im Lande, hatte er sich bei einer benachbarten edeln Familie einzuschmeicheln gewußt und durch die niedrigste Heuchelei es dahin gebracht, daß er eine Tochter jenes Hauses zur Ehe erhielt. Die unglückliche Jungfrau ahnte nicht, welchem Teufel sie hingeopfert werde. Nur zu bald aber überzeugte sie sich von dem teuflischen Charakter ihres Gatten, der, da er von den Banden zarter Liebe nicht gefesselt werden konnte und ein Sklave der Sinnlichkeit war, edle Gefühle nie hegen konnte, das schöne unglückliche Weib gar böslich mißhandelte und sie dem Hohne seiner rohen Genossen preisgab. Ihr Leben welkte schnell dahin und als sie dem einzigen Pfande ihrer unglücklichen Ehe, einem zarten Mägdlein, das Daseyn gegeben, fiel sie dem Tode anheim, froh der Befreiung aus den Händen ihres tyrannischen Eheherrn und nur darüber betrübt, daß sie ihr Kind in so schlimmen Händen zurücklassen mußte. Rurich bekümmerte sich nicht viel um das Sterben seines Weibes und eben so wenig um sein Kind; doch übergab er letzteres der vertrauten Zofe seines verstorbenen Weibes zur Erziehung und wies derselben ein eigenes Gemach an, wo sie das Kind pflegen konnte. Auch ließ er das Mägdlein taufen und ihm den Namen

Swanhilde beilegen. Die Familie seiner Gattin aber schwur dem Grafen Rache, als sie erfahren hatte, wie er ihre Tochter behandelt. Rurich aber verlachte ihre Drohungen. Er saß auf seiner festen Burg, wo ihm Niemand beikommen konnte und beherrschte die Gaue umher mit strenger Willkühr. So verfloß ein Jahr um das andere und Swanhilde wuchs zum hoffnungsvollen Mädchen und dann zur lieblich blühenden Jungfrau heran. Wir wollen den Leser nicht langweilen, indem wir ihm beschreiben, unter wie vielem Ungemache Swanhildens Blüthe sich entfaltete. Sie kannte von Jugend auf nur unangenehme Eindrücke, und ein halbes Wunder ist es zu nennen, daß das Mädchen in einer solchen Umgebung, wie die war, welche der Haushalt ihres Vaters bildete, nicht verderben wurde. Sie bewahrte in dieser Lasterhöhle ihren reinen hohen Sinn und stand da als ein hehres Bild von Unschuld und Tugend unter so vielen Verbrechern jeder Art, von denen die Rurichsburg wimmelte. Ihr eigener Vater empfand eine Art Ehrfurcht vor seiner Tochter, und wenn er Gott und alle Menschen zu beleidigen gewohnt war, so enthielt er sich gegen seine Tochter nicht nur jeder Gewaltthat, sondern er beleidigte sie nicht einmal durch rohe Aeußerungen. Rallo, dem sonst Alles erlaubt war, hatte einst in Swanhildens Gegenwart ein unzartes Wort geäußert und den Engelssinn der Jungfrau dadurch gekränkt. Rurich wollte ihn auf der Stelle niederstoßen und nur Swanhildens Bitten verdankte der elende

Verbrecher sein Leben. Seit dieser Zeit galt die Jungfrau für den Schutzengel aller derer, die von Rurichs Leidenschaften Etwas zu befürchten hatten, und es gewährte ihr oft süße Lust, Schuldlose dem Grimm ihres Vaters zu entreißen. Rurich, der sonst keinen Menschen liebte, achtete oder schonte, fühlte sich oft durch der Tochter Fürbitte bewogen, eines seiner Schlachtopfer zu begnadigen und seine gränzenlose Leidenschaft wenigstens für den Augenblick zu zügeln. Deßwegen wurde Swanhilde auch als von einer höhern Macht begünstigt angesehen, und die alte Zofe, ihre treue Erzieherin, sprach oft zu der Jungfrau:

„Kind, Kind, du bist glücklich zu nennen, denn der Himmel hat dir die Gewalt verliehen, den Grimm und die brausenden Leidenschaften deines Vaters zu besänftigen. Aber ich weiß wohl, woher dir diese Gewalt gekommen ist, ja, ja, der Burggeist ist dir offenbar sehr zugethan. — Nun rede mir Nichts d'rein. Ich muß ja wohl glauben, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Ja, Kind, als du noch ein ganz klein Mägdlein warest und in der Wiege lagest, da habe ich manche Nacht bei dir gewacht und gesehen, wie dich der Burggeist besucht hat. Anfangs fürchtete ich mich gar sehr, wenn er kam, als ich aber wahrnahm, daß seinem Kommen nie eine feindliche Absicht zu Grunde lag, da schwand meine Furcht. Sieh, um Mitternacht trat er oft ganz leise in das Gemach, und ging an dein Bette, dich freundlich anblickend und segnend. Er sah gar liebreich aus, doch trugen seine schneebleichen Züge

Spuren von tiefem Schmerz. Gesprochen hat er nie, sondern nur leise geseufzt. Ein unsäglicher Schauder hat mich aber oft ergriffen, wenn er seinen Mantel auseinanderfallen ließ und ich dann wahrnahm, daß ein mächtiger Dolch in seiner Brust stack und sein weißes Unterkleid über und über mit Blut bespritzt war. Jetzt ist er schon lange nicht mehr erschienen; vielleicht ist er eingegangen in die Wohnungen des Friedens. Gott möge ihm die ewige Ruhe schenken!"

So sprach die Amme über den Burggeist, und jeder Bewohner der Burg hatte eine abweichende Meinung über ihn. Den Meisten schien er schrecklich und sie erzählten sich sonderbare Dinge über ihn, wie er um Mitternacht in der Burg herumlärme, bald in dem Rittersale oben, bald unten in den Verließen und Kellern sein Wesen treibe, wie sein Aussehen schrecklich und sein starrer Blick Entsetzen einflößend sey. Einige wollten ihn in langem weißen Gewande, andere in blanker Rüstung, ja manche gar in feuerstrahlendem Mantel gesehen haben. Alle Burgbewohner glaubten an sein Vorhandenseyn, nur Rurich und Rallo lachten über die Erscheinungen des Burggeistes, jedoch nur kurze Zeit. Denn eines Morgens kam Rallo frühe auf das Gemach seines Herrn und eine schreckliche Verwirrung lag auf seinen sonst steinharten Zügen. „Herr," rief er mit stierem Blicke dem Grafen zu, „Herr, er ist's! Er ist mir begegnet!"

„Wer? du Narr!" rief Rurich, sich zwingend, unwillig auszusehen, während sein Antlitz erbleichte.

„Wer?“ antwortete Rallo, „wer doch? der Gemordete. Im Gange neben dem Ritterſaale iſt er mir begegnet, als ich in vergangener Nacht in meine Kammer gehen wollte. Wie bleich ſah er aus! Wie hat er mir mit dem Kreidefinger gedroht! Hu, hu! Und in ſeiner Bruſt ſtack der Dolch, den Ihr ihm als Pfand Eurer brüderlichen Liebe in jener Nacht ins Herz geſtoßen. Seine weißen Gewande waren blutig, das habe ich nur zu gut geſehen bei dem blaſſen Lichtſcheine, der von ihm ausging und von Zeit zu Zeit ſtand er ſtill und ſeufzte: „Ach Allm! — Ach Allm —“!

Von dieſer Zeit an mußte nun auch Rurich an die Erſcheinung des Burggeiſtes glauben und er that es mit Schaudern und Entſetzen. Durchbebte ja doch den verſtockten Sünder Rallo bei dem Gedanken an den Burggeiſt ein fröſtelndes Entſetzen und er ſchwur, lieber ſich den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, als ihm noch einmal begegnen zu wollen. Um dieſen Schauder zu betäuben, wandten ſie das nämliche Mittel an, durch welches ſie ihre Gewiſſen in ſtarren Schlaf gelullt hatten, ſie betranken ſich in altem Rheinwein, und wenn dann Himmel und Erde vor ihren trunkenen Sinnen verſchwanden, verlor ſich wohl auch der Burggeiſt aus ihrer Erinnerung. Indeſſen hatte ſich das Gerede von dem Burggeiſt allum verbreitet und man begann das Haus zu ſcheuen, wo ſolch ein Weſen, wie es die verſchiedenen Sagen ſchilderten, ſich herumtrieb. So kam es, daß viele von Rurichs luſtigen Gäſten ſich ſelten mehr

auf der Burg einfanden, und ſie von Tag zu Tage öder wurde. Leichtlich kann man ſich denken, wie dieſe Verödung zweien Menſchen, wie Rurich und Rallo waren, die nur in rauſchender Luſt ihre Tage dahin zu bringen und ihr Gewiſſen zu betäuben gewohnt waren, ſo gar ſchrecklich ſeyn mochte. Je mehr aber dieſen vor der Einſamkeit graute, deſto willkommener war ſie der lieblichen Swanhilde. Jetzt, da ſie das Haus von den rohen, unbändigen Gäſten leer ſah, wagte ſie ſich aus ihrem ſtillen Gemache hervor und fand in den Geſchäften einer ſorgſamen Hausfrau Freude und Zeitvertreib. Nicht lange aber ſollte dieſe Ruhe dauern.

Eines Tages nämlich trat Rallo zum Grafen und ſprach: „Herr, dieſes Kloſterleben, welches auf unſerer Burg herrſcht, gefällt mir nicht im geringſten, und ich denke, es wird Euch ebenſo ergehen. Daher habe ich einen Plan ausgeſonnen, um unſere verödeten Hallen wieder mit luſtigen Gäſten zu erfüllen. Eure Tochter, die liebliche Maid, iſt meiner Anſicht nach jetzt wohl mannbar, und wie wäre es, wenn man ihr einen tüchtigen Ritter zum Ehegemahle gäbe. Traun, ich denke, ſie wird den Vorſchlag nicht zurückweiſen.“

„Daß dich die Peſt!“ entgegnete Rurich, „der Vorſchlag iſt an und für ſich nicht ſo übel; aber bedenke, daß ich geſchworen, mein Kind nicht unglücklich zu machen. Ihre Wahl muß frei ſeyn, und ihr Gemahl darf nur ein biederber, ehrenfeſter Edelmann ſeyn.“

„Nun freilich,“ ſprach der Knappe, „kommen die Worte biederb, ehrenfeſt nicht gar häufig unter uns vor; doch habe ich Nichts dagegen, wenn ſie einen Heiligen heirathet, wenn nur dieſe verdammte Einſamkeit in der Burg wieder fröhlichen Feſten und luſtigen Banketten Platz macht. — Was meint Ihr, Herr, von dem jungen, frommen Rittersmann, der das Fräulein jüngſt aus Todesgefahr rettete und ſich nun als Gaſt auf der Burg aufhält? Ich habe wohl geſehen, wie zärtlich immer die Blicke der jungen Leute an einander hängen; ja, ja, das ſcheint ein rechter Bräutigam, gerade ein ſolcher, wie Ihr ihn für das Fräulein wünſcht.“

„Wahrhaftig, du haſt recht,“ erwiederte der Graf, „der fremde Jüngling ſoll meiner Tochter Gatte ſeyn. Zwar ergreift mich in ſeiner Gegenwart oft eine dunkle, drückende Ahnung, als ob ich mich vor dieſem Fremdling ſehr in Acht zu nehmen hätte, und ein ſonderbares Gefühl ſteigt in mir auf, wenn er mich ſo anblickt mit den reinen, ſchuldloſen Augen; — aber das ſind Tollheiten. Verlaſſe dich darauf Rallo, bald ſoll es wieder gar luſtig hergehen auf Rurichsburg.“

Es ſey uns erlaubt, nur kurz über den fremden Ritter zu berichten. Fräulein Swanhilde war einſt mit ihrer Erzieherin in eine der Burg nahegelegene Kapelle, die aber beinahe zerfallen war, da ſich kein Menſch um ſie bekümmerte, gewallfahrtet. Als ſie in das heilige Gebäude getreten war, ſah ſie einen ſchönen Jüngling in ritterlicher Kleidung

am Altare knieen, der ganz in Andacht verſunken zu ſeyn ſchien. Das Geräuſch, welches Swanhildens Eintreten verurſachte, weckte ihn aus ſeiner Andacht und er richtete das groſse blaue Auge auf das Fräulein, welches bei ſeinem Anblicke leiſe erröthete. Auch er erröthete und ehrerbietig die Jungfrau grüßend, verließ er die Kapelle, ſchwang ſich auf ſein draußen angebundenes Roß und ſprengte davon. Die Frauen verweilten lange in der Kapelle und traten erſt, als es Abend zu werden begann, den Heimweg nach der Burg an, welcher ſie durch einen dichten Wald führte. Damals wimmelten die ſchwäbiſchen Forſte noch von Unthieren aller Art und ſo geſchah es, daß den heimkehrenden Frauen ein Wolf begegnete. Ihren Schrecken kann man ſich leicht vorſtellen. Als aber das grimmige Thier nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt war, ſprengte plötzlich der junge Ritter, welchen ſie in der Kapelle geſehen, aus dem Gebüſche, ſprang vom Pferde und warf ſich mit gezücktem Schwerte dem hungrigen Wolfe entgegen. Ein kurzer, obgleich heftiger Kampf entſpann ſich, worin der Jüngling Sieger wurde und den Wolf erlegte. Beſcheiden nahm er die dankenden Worte Swanhildens an und als ihn die Jungfrau ſchüchtern bat, er möchte ſie nach Hauſe begleiten, um dort ihren und ihres Vaters innigen Dank für ſeine edle That zu empfangen, ſo gewährte er dieſe Bitte, doch konnte die Amme wohl bemerken, daß er die Bitte nur der holden Bittenden, nicht aber des zu erwartenden Dankes wegen gewährte. So kam Otto, wie ſich der

fremde Jüngling nannte, auf Rurichsburg, und er hatte ſchon zu tief in die lieblichen Augen Swanhildens geſchaut, als daß er der Bitte des Grafen, der Retter ſeiner Tochter möchte eine Zeitlang als Gaſt bei ihm bleiben, nicht recht gerne Folge geleiſtet hätte.

Allmählig näherten ſich nun die Herzen des Jünglings und der Jungfrau und während des Erblühens ihrer gegenſeitigen Neigung wurde Otto immer heimiſcher auf Rurichsburg. Des Jünglings Schickſale waren von Jugend auf immer ſeltſam geweſen. Seine früheſten Erinnerungen reichten in ſeine Kinderzeit zurück, wo er nach ſeiner Angabe in einem ſtattlichen Schloſſe wohnte und von einer liebevollen Mutter gepflegt, von einem zärtlichen Vater geherzt worden ſey. Dann aber ſey er mit ſeiner Mutter in einer finſtern Sturmnacht aus der Burg verſtoßen worden und ſey in ein Kloſter gekommen, deſſen Nonnen ſeine Mutter und ihn freundlich aufgenommen haben und denen er ſeine erſte Erziehung verdanke. Als zwölfjähriger Knabe ſey er an dem Sterbebette ſeiner guten Mutter geſtanden, und in ihren letzten Augenblicken habe ſie ihm vertraut, ſein Vater ſey ein mächtiger Edelmann geweſen und unter Mördershänden elendiglich umgekommen. Ein fürchterlicher Eid, hatte die Sterbende geſagt, verbiete ihr den Namen ihres gemordeten Gemahles und die näheren Umſtände ſeiner Ermordung zu nennen. Aber ſie gab ihrem Sohne ihren Ehering mit den Worten: „Dein Vater hat ebenfalls einen Ring getragen, der

dieſem Ehering völlig gleich iſt. Gehe hinaus in die Welt und ſuche den Mörder deines Vaters, ich darf dir den Namen desſelben nicht nennen, aber daran ſollſt du ihn erkennen, daß er den Gefährten dieſes meines Ringes an der Hand trägt, denn als er deinen Vater mordete und dir dein Erbe raubte, hat er den Ring von der ſtarren Hand des Todten gezogen und ſich ihn an den Finger geſteckt." So erzählte der Jüngling und ſetzte noch hinzu, daß er, waffenfähig geworden, unter dem Frankenkönig Pipin ſich die goldenen Sporen verdient und Ritterſchlag erhalten habe, nun aber umherziehe, um den Räuber ſeines Erbes und den Mörder ſeines Vaters aufzuſuchen.

So ausführlich hatte indeſſen Otto noch nie über ſeine Verhältniſſe geſprochen, außer eines Tages, als ihm der Graf zu verſtehen gab, er ſehe es nicht ungern, wenn der ritterliche Jüngling um ſeine Tochter Swanhilde werbe, doch müſſe er ihn vorher auch über ſeine Familie und ſeine Verhältniſſe belehren. Der Jüngling erzählte Alles, was wir gerade angegeben haben, offenherzig, bemerkte aber nicht, wie Rurich während der Erzählung immer bläſſer wurde und zuletzt ſo heftig zitterte, daß er ſich niederſetzen mußte. Als Otto ſeine Erzählung geendet, verließ ihn der Graf ſchnell und ſuchte Rallo auf. Er fand dieſen wie gewöhnlich beim Humpen und theilte ihm nun mit, was er ſo eben von Otto gehört hatte. Eine ſchreckliche Ahnung ging den Verbrechern auf. „Herr," ſtammelte Rallo,

„das ist eine verteufelte Geschichte. Nach allen diesen Anzeichen können wir kaum noch zweifeln, daß dieser Otto der Sohn Eures Bruders ist und nun hieher kam, um sich und ihn zu rächen. Ich sagte auch immer, wir hätten die ganze Brut vertilgen sollen. Auch die Geschichte mit dem Ring ist gar wunderbarlich; denn ich weiß, Ihr habt ihm wirklich seinen Siegelring abgenommen und an Eure Hand gesteckt. Auch habt Ihr Euch schon oft darüber beklagt, daß Ihr seit jener Stunde nicht im Stande gewesen wäret, das Kleinod von Eurem Finger zu bringen, weder durch Kunst noch durch Gewalt. — Doch beruhigt Euch und sucht nur für einige Tage Eure alte Verstellungskunst hervor. Ich will mich unterdessen zu überzeugen suchen, ob Otto wirklich der sey, für welchen wir ihn halten. Auf jeden Fall müssen wir ihn sicher machen. Veranstaltet es also, daß in einigen Tagen Euer Töchterlein ihm verlobt wird. Unterdessen werde ich schon ein Mittel ausfindig machen, ihn, wenn er wirklich Eures Bruders Sohn seyn sollte, aus dem Wege zu räumen.“ —

Wenige Tage später wimmelte Rurichsburg von lustigen Gästen. Der Graf hatte alle seine Bekannten zur Verlobungsfeier seiner Tochter mit dem ritterlichen Otto eingeladen, und ein fröhlicher Schwarm füllte die Säle und Gemächer, welche seit einiger Zeit so ganz verödet gewesen waren. Das Brautpaar trat in den großen Rittersaal, die Jungfrau mit lieblichem Erröthen, der glückliche Jüngling mit freudestrahlendem Gesicht. Die Gäste bildeten einen

Kreis um die jungen Leute und der Graf nahte sich, um ihre Hände ineinanderzulegen. Da wurde Otto plötzlich blaß, ein schauderndes Gefühl durchzitterte seine Glieder; — an der Hand des Vaters seiner Braut hatte er den Ring seines gemordeten Vaters erkannt. —

Mit Mühe vermochte der Jüngling sich zu fassen, um durch auffallendes Benehmen nicht eine Störung zu veranlassen. Den ganzen Tag über aber blieb er finster und verschlossen. Oft ruhte theilnehmend fragend der Blick seiner holden Braut auf ihm, und ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, wenn er ihr Auge also auf sich weilen sah. Als die Nacht eingebrochen war, verließ er den rauschenden, frohen Kreis der Gäste und begab sich von den mannigfachsten und schmerzlichsten Gefühlen gepeinigt, auf sein einsam Gemach. Rallo, der ihm dahin geleuchtet hatte, kehrte in den Rittersaal zurück, zog den Grafen, dessen Augen in trunkenem Muthe glänzten, in eine Ecke und sprach: „Edler Herr, heute Nacht muß das Jüngelchen umkommen. Ich habe ihn seit einigen Tagen und besonders heute scharf beobachtet und wohl gemerkt, daß wir uns in unseren Vermuthungen wirklich nicht getäuscht. Otto ist Euers Bruders Sohn und seit heute früh weißt er, daß der Vater seiner Braut der Mörder seines Vaters ist; denn er hat ja seines Vaters Siegelring an Eurer Hand erkannt. Darum ist die Sache rasch anzugreifen. Ich will schon mit ihm fertig werden."

„Wahrlich," entgegnete der Graf, „ich sehe keinen andern Ausweg aus dieser bösen Geschichte. Harre noch ein paar Stunden, bis du versichert seyn kannst, daß der Junge schläft, und dann fasse ihn in Gottes Namen fest und sicher!"

Unterdessen hatte sich Otto unruhig auf seinem Lager hin und hergeworfen, und zwischen Zweifel, Angst und Rachelust war er endlich kaum entschlafen, als ihn ein leiser Schlag auf die Schultern weckte. Er schlug die Augen auf und vor ihm stand ein ehrwürdiger Greis in weißem Gewande, und schaute ihn liebreich an. Otto sprang vom Lager. „Wer bist du?" fragte er laut den unerwarteten Besucher.

„Sohn, mein lieber Sohn!" erwiederte die Gestalt mit melodischer Stimme.

„Ha, was ist dieses? rief der Jüngling, auf seine Kniee sinkend, „darf ich es glauben, daß du der Geist meines Vaters bist?"

„Ja," erwiederte der Geist, dem Jünglinge winkend aufzustehen, „ich bin der Geist deines gemordeten Vaters. Zwanzig Jahre habe ich nun auf meinen Rächer gewartet. Endlich ist er gekommen. Mein Sohn, diese Burg ist dein Erbtheil, der, an dessen Hand du heute meinen Siegelring gesehen, hat es dir entrissen, hat mir den Dolch in die Brust gestoßen, und deine Mutter hinausgeworfen in dunkler Nacht aus ihrer Wohnung, damit sie und du umkämen in Jammer und Noth."

„Ich will dich rächen, Vater," rief der Jüngling,

„ich will meine gute Mutter und mich selbst an dem Wüthriche rächen.“

Der Geist schien diese Worte zu billigen und winkte dem Jüngling, ihm zu folgen. Otto ergriff sein Schwert und folgte der leise vor ihm hingleitenden Erscheinung, welche ihn durch mehrere Gänge und endlich durch geheime Treppen hinabführte, in die Verließe der Burg. Hier blieb die Erscheinung vor einer schweren Eisenthüre stehen, welche sie durch eine leichte Berührung eröffnete.

„In diesem Kerker,“ sprach dann der Geist, „wirst du Jemanden finden, welcher dir die Schicksale deines Hauses erzählen und dir sagen wird, was du zu thun hast. Folge seinen Worten und halte dich meines Segens versichert.“

Otto betrat das unterirdische Gemach und fand hier jenen alten Leibknappen, von dem wir oben den bösen Rallo sagen ließen, daß er den Planen der Böswichter gegen seinen Herrn einst entgegengearbeitet habe. Die Buben hatten den Greis in jener Schreckensnacht in das unterirdische Verließ geworfen, und in einer Reihe von zwanzig Jahren hatte er des Tageslicht nicht mehr geschaut. Sein einziger Trost waren die geheimnißvollen Besuche gewesen, welche er von seinem ermordeten Herrn allnächtlich erhielt, wobei ihm der Geist die Schauderthat seines leiblichen Bruders enthüllte und ihm eröffnete, sein Sohn werde einst kommen, um Rache zu nehmen an seinem Mörder, und dann, in Liebe mit der Tochter desselben verbunden, das ungeheure Ver-

brechen zu ſöhnen. Alles dieſes nun erfuhr Otto von dem Gefangenen, der den Sohn ſeines unglücklichen Herrn mit Freudenthränen begrüßte. Der Jüngling ſchauderte anfangs bei der Erzählung des Greiſen, denn daß der Mörder ſeines Vaters deſſen Bruder ſey, hatte er nie geahnt. Als der Gefangene ſeine Erzählung geendet, und dem Jünglinge die Ermordungsſcene noch einmal vor Augen geführt hatte, verließ dieſer das Gefängniß, das Rächeramt zu verwalten.

Unterdeſſen war Rallo, den Dolch in der Mordfauſt, auf Ottos Gemach geſchlichen, um den Jüngling zu ermorden. Als er ihn nicht auf dem Lager gefunden, durchſchlich er die Burg, um ſein Opfer zu erhaſchen. Eben wollte er um eine ſcharfe Ecke biegen, welche zwei ineinander laufende Kreuzgänge bildeten, als ihm Otto begegnete. Der Mond ſchien hell und der Mörder erkannte ſein Opfer. Er drückte ſich in den Schatten eines Pfeilers, um nicht von dem Jünglinge geſehen zu werden, und als dieſer raſch an ihm vorübereilte, ſprang er auf ihn zu und wollte ihm eben den Dolch in's Genick ſtoßen, als er von unſichtbarer Gewalt erfaßt und zu Boden geſchleudert wurde, ſo daß er in ſeine eigene Waffe ſtürzte. Das Geräuſch, welches ſein Fall verurſachte, bewog den Jüngling zu ſtehen. Er ſchaute ſich um, der Mond beſchien hell das im Todeskampf ſich verziehende Geſicht Rallos und Otto erkannte ihn nun. „Ha," rief er „Schurke, biſt du es? Ich ſehe, das Gericht Gottes hat dich ereilt.

Wehe dir!" Mehr sagte er nicht, sondern eilte weiter. Der sterbende Rallo aber wälzte sich in seinem Blute, und seine Seele schied sich von dem Körper, während des Böswichts Mund Verwünschungen gegen Gott und den Himmel ausprudelte.

Im Rittersaal waren die Männer noch voller Lust und Freude, und die Humpen und Kannen kreisten noch immer in lebhaftem Wetteifer. Am fröhlichsten war Rurich und seine Freude ging immer mehr in Ausgelassenheit über. Da wurde plötzlich die Thüre aufgestoßen und mit gezücktem Schwerte und zornsprühendem Blicke stürzte Otto herein. Rurich, obgleich bis zur Besinnungslosigkeit berauscht, mochte fühlen, daß seine letzte Stunde gekommen und sprang zitternd und erblassend von seinem Sitze auf.

„Mörder meines Vaters!" donnerte ihm der Jüngling zu, „ziehe dein Schwert! Ich will dich nicht wehrlos niederstoßen, wie du an meinem Vater gethan. Vertheidige dich, aber gedenke, wie meinem Vater nicht sein letztes Gebet vergönnt war; wie dein Dolch seinen Lebensfaden abriß, ehe er seinen letzten Stoßseufzer auszusprechen im Stande war: „Ach Allm —!"

So rief Otto und drang auf Rurich ein. Jähes Entsetzen fesselte die anwesenden Gäste und ehe einer der Männer sich dazwischen werfen konnte, hatte auch Rurich schon die Wehre gezogen, die Schwerter klirrten zusammen und mit durchstoßener Brust sank der Brudermörder nieder.

Jetzt fuhren alle Anwesenden raſſelnd von ihren Sitzen auf, und in dieſem Geräuſche verwehte das letzte Röcheln des Sterbenden. Otto ſtand vor ihm da, auf ſeine Waffe geſtützt, ſiegend und glorreich wie ein Todesengel. Die Gäſte aber riſſen ihre Degen von der Wand und ein tobendes Geſchrei erhob ſich unter ihnen: „Verrath, Verrath! Greifet den ſchändlichen Mörder des edlen Grafen, zerhauet ihn in Stücken, den Schandbuben, der den Vater ſeiner Braut im feſtlichen Saale gemordet!“ So ſchrieen die Gäſte und ſchickten ſich an, die Worte durch die That zu befolgen. Aber plötzlich erſchütterte ein gewaltiger Schlag die Burg, ſo daß die wüthenden Geſellen alle auf ihre Sitze zurücktaumelten, und in des Saales Mitte ſtand, von hellem Lichtſcheine umleuchtet, die ehrwürdige Geſtalt des Burggeiſtes.

„Fürchtet mich nicht,“ ſprach er milde, „ich komme nur, um zu ſagen, daß dieſer Jüngling der rechtmäßige Beſitzer dieſer Burg iſt, und daß ſein Schwert, welches in die Bruſt Rurichs getaucht, ein gerechter Racheſtahl war, den die ewige Gerechtigkeit für meinen Mörder geſchärft. Habe Dank, mein Sohn!“ fuhr er fort, ſich zu dem Jüngling wendend, „nenne dich und dein Geſchlecht Achallm, und ſey glücklich mit der engelreinen Swanhilde!“ —

Wenige Tage nachher ſaß Otto in ſchweren Sorgen auf ſeinem einſamen Gemache. Die jüngſte Vergangenheit ſchien ihm ein verworrener Traum, und es war ihm, als ſey ihm dieſer Traum auch jetzt noch nicht entwichen. Er war als rechtmäßiger

Herr des anſehnlichen Erbes ſeines Vaters anerkannt worden, und ſeine Vaſallen hatten ihm gehuldigt. Aus einem namenloſen Abentheurer war er in wenigen Tagen ein mächtiger Edelmann geworden; er hatte ſeinen Vater gerächt und ſeine Pflicht erfüllt; dennoch aber war er nicht fröhlich und ſein Antlitz trug Spuren tiefer Trauer. Da wurde Fräulein Swanhilde ihm gemeldet und der Jüngling ſtand auf, um die Geliebte zu empfangen. Die Jungfrau trat ein, tiefen Kummer auf dem lieblichen Antlitze, im Auge Thränen. Die Liebenden ſtanden einander eine Zeit lang ſchweigend gegenüber; endlich ſprach Swanhilde wehmüthig: „Ich komme, um dir mein Lebewohl zu bringen. Die mitleidige Aebtiſſin des Frauenkloſters, welches auch dir einſt zu Schirm und Schutz diente, hat mir eine Freiſtatt verſprochen. Lebe wohl, und ſey glücklich!“

Dem Jüngling ſchienen zwar dieſe Worte nicht unerwartet zu klingen, aber ſein Geſicht trug bei Anhörung derſelben Zeichen des rührendſten Schmerzes: „Wie,“ rief er, „du wollteſt mich verlaſſen? Nein es kann, es darf nicht ſeyn. Du haſt meine Handlungsweiſe nicht mißdeuten können! Wirf die Vergangenheit hinter dich. Wir wollen der vergangenen Gräuel nicht mehr gedenken, aber bedenken ſollſt du, daß ſie nur geſöhnt werden können, wenn du, holdes, reines Weſen, deine Liebe mir nicht entziehſt. Sprich, o ſage, kannſt du dich von mir trennen?“ — Im rührendſten Liebestone hatte der Jüngling dieſe

Worte geſprochen. Sein Flammenblick ruhte auf Swanhilden. Sie blickte ihn an, ſie konnte dem mächtigen Gefühl nicht widerſtehen und ſank weinend in ſeine Arme. „Ich bleibe bei dir,“ liſpelte ſie, „nichts wird mich von dir trennen!“ —

Inhalt.

	Seite
Der rothe Zwerg	5
Die Nonne	29
Der Minneſänger	45
Die Brüder	63
Die ſilberne Glocke	77
Das Raubſchloß	85
Der Ring	113
Die Heimkehr	121
Die Nixe und der Fiſcher	149
Der Graf von Zollern und die Würtembergerin	175
Das Bergmännlein	191
Der Burggeiſt	221